

# Gustav v. Schmoller und die Probleme von heute

Von

Dr. Joseph Schumpeter,

o. Prof. der wirtschaftlichen Staatswissenschaften an der Universität Bonn

Inhaltsverzeichnis: I. „Wertfreiheit“ und Zielsetzung S. 1—16. — II. Geschichte und Sozialwissenschaft S. 17—29. — III. „Detailforschung“ und „Theorie“ S. 29—52.

## I.

**S**legentlich hören und lesen wir aus Amerika Symptome von etwas, das man nur als latenten Methodenstreit bezeichnen kann. Damit meine ich nicht etwa jene wirklich fruchtbaren Meinungsverschiedenheiten über konkrete Verfahrensarten, welche nie fehlen können, wie z. B. über die Bedeutung eines Korrelationskoeffizienten, die Verwertbarkeit einer Indexzahl, den Wert einer Untersuchung, die den Preis einer Ware als Funktion nur einer Variablen darstellt, die Konstruktion des Realverhältnisses des internationalen Warenaustausches. Sondern ich meine ganz einfach das, was wir unter Methodenstreit zu verstehen gewohnt sind, nämlich den prinzipiellen Kampf von „Richtungen“ oder „Schulen“ — dem Sinn und Fruchtbarkeit nur in wesentlich geringerem Maße zugesprochen werden kann. Und dieser Kampf ist nicht einmal so latent. In mehr oder weniger urbaner Form hält eine jüngere Generation der älteren, die ihre charakteristische Note vom Ideenkreise J. B. Clarks empfangt, ein Sündenregister vor, das uns bekannt anmutet: Unrealität, Irrelevanz, Interesselosigkeit der Auffassungsweisen und der Resultate — klingt das nicht ganz so wie das, was die „jüngere historische Schule“ gegen die ökonomische Wissenschaft anzuführen hatte, die sie vorfand?

Als Beispiel diene die Rede, die Wesley Clair Mitchell als Präsident der Amerikanischen Ökonomischen Vereinigung auf deren Tagung Ende 1924 gehalten hat<sup>1</sup>. Nicht nur die führende Stellung und die Leistung des Mannes, sondern auch die Klarheit seines Willens und sein maßvoller Ton rechtfertigen diese Wahl. Zwar spricht der Titel der Rede — „Zahlenmäßige Analyse in der ökonomischen Theorie“ — scheinbar nur von einer wengleich fundamentalen Einzelfrage. Tatsächlich aber handelt es sich

<sup>1</sup> Amer. Econ. Review XV/1. S. 1ff.

um die Prinzipienfragen des Wesens der Ökonomie. Zwar geht Mitchell dem eben gerühmten maßvollen Ton entsprechend von dem Satze Marshalls aus, daß die qualitative Analyse auf unserem Gebiet, d. h. also die Theorie im üblichen Sinn des Wortes, den größeren Teil ihrer Arbeit getan habe und die Zukunft vor der höheren und schwierigeren Aufgabe der quantitativen Analyse stehe. Aber schon wenige Seiten später wird einer Fragestellung von Marshall, die dem Wesen der bisher üblichen Theorie entspricht, Unbrauchbarkeit vorgeworfen, und im Resultat wird sowohl die Möglichkeit wie der Wert jener Art von wissenschaftlicher Verwertung von statistischem Material, an welche mit Marshall jeder Theoretiker in erster Linie dachte — nämlich dessen Verwendung zur zahlenmäßigen Präzisierung der Daten des ökonomischen Gedankenganges und zur Verifikation seiner Resultate —, mehr als bezweifelt. Lassen wir die höflichen Worte Mitchells beiseite, so können wir seine Ansicht wohl dahin zusammenfassen, daß die Sätze der überkommenen Theorie einer solchen Mühe gar nicht wert wären, selbst wenn die Schwierigkeit überwunden werden könnte, die darin liegt, daß die ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten der Tatsachenforschung zustande gekommenen Spekulationen der zahlenmäßigen Präzisierung und Verifikation unzugänglich seien. Die Theorie von heute beruhe auf ganz unfundierten psychologischen Prämissen, seltsam vermischt mit unsystematischen Beobachtungen über tatsächliches Verhalten. Der Gedankengang der Theorie setzt ein Sichgleichbleiben dieser Dinge, eine Stringenz des Kausalzusammenhanges, eine Unveränderlichkeit der „Gesetze“ voraus, die es auf diesem Gebiete nicht gibt. Und über die interessantesten Einzelfragen sage dieser Gedankengang überhaupt nichts aus. Deshalb müsse das Forschen im Tatsachenmaterial der wirtschaftlichen Praxis statt zu einer Fortentwicklung der Theorie zu einer anderen Theorie führen, zu anderen Fragestellungen, anderen Auffassungsweisen, anderen Resultaten. Die beherrschenden Tatsachen der modernen wissenschaftlichen Situation seien das Vorhandensein eines von früheren Zeiten nie geträumten statistischen Materials, die Entwicklung von sich stets verfeinernden Methoden seiner Bewältigung, endlich — ein Punkt, der uns mit Neid erfüllen muß — die reichliche Bereitstellung von Mitteln und Organisationen für die Erledigung der Rechenarbeit. Dazu kommt eine Psychologie, die auf das objektiv Erfaszbare eingestellt ist, und eine Geschichtswissenschaft, die den sozialen Institutionen ihr Hauptaugenmerk zuwendet. Nehmen wir noch das Material der Betriebslehre und jenes Grenzgebietes hinzu, das zwischen Technik und Ökonomie liegt und die technischen Zusammenhänge unter dem Gesichtspunkt der Ökonomie erfasst, so haben wir die Basis dieser neuen Volkswirtschaftslehre beisammen. Auf ihr soll der tatsächliche Vorgang der

Preisbildung, der konkrete Zusammenhang zwischen Gelderwerb und Güterproduktion, das tatsächliche Verhalten des wirtschaftenden Menschen jeder Zeit und jedes Ortes, der wirkliche Verlauf der Kurven von Angebot und Nachfrage, die Reaktion von Individuen und Gruppen auf Reize bestimmter Stärke, das Funktionieren verschiedener Organisationsformen und Verwaltungsmethoden, die Wirkungen eines unstabilen Preisniveaus auf die Produktion untersucht werden, um nur einige Beispiele zu nennen. Die ökonomische Arbeit werde sich immer mehr in zahllose Detailuntersuchungen auflösen, immer weniger werde ein zusammenfassender Überblick möglich sein. Beachten wir noch, daß Mitchell Wert darauf legt, auch das als „Theorie“ zu bezeichnen, und ferner, daß er vor allem daran denkt, damit der nationalen Politik die Erkenntnisgrundlage zu liefern — aber nicht nur das, sondern auch ihre Wege und Ziele zu weisen. Vertauschen wir die relative Betonung von statistischem und historischem Material in diesem Bild, so haben wir bis zu Einzelheiten die Stellung vor uns, die Schmoller zeitlebens eingenommen hat. Und wenn nichts anderes, so würde schon das allein uns zeigen, wieviel er und seine Botschaft unserer Zeit bedeuten, eine wie lebendige Macht sein Gedankenkreis ist.

Fragen wir uns also, was Schmoller wollte, was er innerhalb dieses Wollens erreichte, und was man überhaupt auf seinen Wegen erreichen kann, was alles das, woran sich sein Name knüpft, uns heute ist, und wie es sich verhält zu den Aufgaben, die vor uns liegen, so wie sie uns Mitchell stellt, wie sie sich überall stellen und in Amerika nur deshalb so scharf, weil dort eine anderwärts nicht vorhandene Fülle von Material nach Wort und Form drängt. Vom lebenden Schmoller, seiner wirkenden Botschaft ist hier die Rede, nicht von dem, was an die reiche Persönlichkeit gebunden, heute nur mehr Erinnerung und Denkmal ist.

Schmoller wollte zunächst — ich will nicht sagen, und ich glaube auch nicht, daß er das in erster Linie wollte: ich will bloß darstellerisch dieses Moment zuerst erledigen — sein Volk und seine Zeit ihre sozialen Probleme begreifen lehren. Immer muß das natürlich ein wesentliches Ziel sozialwissenschaftlicher Arbeit sein. Ebenso natürlich muß es außerdem eine aller praktischen Beziehungen ledige Art von Arbeit geben, wenn es mit der Wissenschaft weitergehen soll, eine Arbeit, die ihr Ziel und ihr Interesse in sich selber trägt und nicht nach Anwendungen fragt — und von dieser Art sind reichlich neun Zehntel des Schmollerschen Lebenswerks. Aber er wollte daneben auf den Willen seines Volkes Einfluß üben, politische Ziele weisen. Die große Leistung, die ihm hier auf dem von ihm gewählten Gebiet gelang, steht an dieser Stelle nicht zur Erörterung, sondern die Prinzipienfrage. Bekanntlich hat es die Wissenschaft mit dem Sein und nicht mit dem Sollen zu tun. Nur fürs Erklären reichen ihre Mittel ihrer

logischen Natur nach aus, nicht auch fürs Werten und Zielfetzen. Nur in der eigenen Brust findet ein jeder die letzten Maßstäbe seines Wollens, keine Wissenschaft kann ihm sagen, was er wollen, was er hochhalten, was er in den Staub treten soll. Nur Zwischenziele, abgeleitete Ziele kann die Wissenschaft den Handelnden lehren, insofern als sie, bei gegebenem Wollen, über das ihr kein Urteil zusteht, den Handelnden sagen kann, welche Maßregeln geeignet sind, die Ziele dieses Wollens zu fördern, und welche nicht. Wenn ein Amerikaner für das Streichen der interalliierten Schulden ist, z. B. aus ethischen Gründen, so ist das seine Sache. Ist er aber etwa deshalb dafür, weil das Eintreiben dieser Schulden im Wege des dadurch erzwungenen Warenimports zu einer Verschlechterung der Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters führen müsse, so kann die Wissenschaft zwar nichts darüber sagen, ob und inwieweit die Rücksicht auf die Lebenshaltung der Arbeiter für sein politisches oder sonstiges Verhalten entscheidend sein „solle“, wohl aber darüber, ob der behauptete Kausalzusammenhang besteht oder nicht, und insofern auch, ob das durch ihn begründete Zwischenziel Sinn hat oder nicht.

Das ist alles gut und schön. In Deutschland wissen wir das besser als irgendwo, weil eine lange und temperamentvolle Diskussion uns diese Wahrheiten eingepägt hat. Zweifellos liegt darin auch ein Fortschritt. Das Unglück ist nur, daß unsere modernsten Fachgenossen in der ganzen Welt, besonders aber in England (vgl. nur z. B. Keynes und Pigou) und Amerika (vgl. oben) ganz kräftig „werten“ und „zielfetzen“. Ist das eine Verirrung, oder läßt sich etwas dafür sagen? Und wie hat Schmoller „gewertet“ und „zielgesetzt“ — hat er, wenn auch vielleicht zu großem Zweck, die Wissenschaft als Sozialpolitiker mißbraucht, oder können wir aus seiner Art, es zu tun, für uns etwas lernen? Ich spreche hier nicht davon, daß er auch als Historiker, im Zuge der Darstellung geschichtlicher Tatsachen, gewertet, z. B. wo er vom Kampf der Staatsgewalt mit den Ständen im preußischen Staate spricht, für die erste und gegen die zweite Partei genommen hat. Jene Art von Interpretation, auf die er ein Recht hat, könnte uns möglicherweise auch in solchen Werturteilen etwas anderes sehen lassen als Entgleisungen. Aber darum handelt es sich hier nicht.

Die Schwierigkeit für das Werten und Zielfetzen außerhalb der Beantwortung der eben erwähnten Frage, ob ein bestimmtes Verhalten einem gegebenen übergeordneten Wert oder Ziel entspreche oder nicht, liegt nicht so sehr in der Autonomie des Wertens und Wollens gegenüber dem erfahrbaren Kausalzusammenhang, d. h. in der Erkenntnis, daß niemandem bewiesen werden kann, daß ihm etwas z. B. gefallen soll, sondern in den Umständen erstens, daß auf unserem Gebiete die Wirkungen und Rück-

wirkungen jedes Verhaltens eines Volkes, einer Gruppe oder eines Individuums nach zeitlichem und inhaltlichem Umfang des Gesichtskreises des Betrachtenden verschieden sind und sich schließlich so komplizieren, daß eindeutige Antworten auf praktische Fragen unmöglich werden, zweitens, daß die Werturteile und Ziele tatsächlich so scharf, vor allem klassenmäßig auseinanderfallen und es prima vista keinen eindeutigen Standpunkt des sozialen Ganzen, des Gesamtwohls usw. gibt, auch dann nicht geben würde, wenn alle einzelnen und Gruppen nur von diesem Standpunkt aus handeln und werten wollten, weil jedem und jeder etwas anderes als Gesamtwohl und soziales Ideal erscheint. Wären diese beiden Umstände nicht, so würde uns vermutlich das erkenntnistheoretische Bedenken, trotz seiner Richtigkeit, wenig kümmern. Wir sehen das z. B. bei der Medizin. Man kann auch niemand beweisen, daß Gesundheit positiv zu werten sei — man kann nicht einmal völlig eindeutig definieren, was Gesundheit ist. Aber die Leute wissen das trotzdem so ausreichend und streben diesen Zustand so allgemein an, daß man auf diesem Gebiete den Sprung vom wissenschaftlich erfahrbaren Kausalzusammenhang zur gesundheitlichen Regel gar nicht als solchen empfindet. Dabei macht es gar nichts aus, daß die Leute ihre Gesundheit mit sehr verschiedener Energie pflegen oder anstreben und dieses Gut im Verhältnis zu andern Gütern sehr verschieden schätzen, auch nicht, daß ihre diesbezüglichen Ziele nicht genau die gleichen sind — die Hygiene des Boxers und der Sängerin sehen offenbar nicht völlig gleich aus. Gäbe es auf unserem Gebiet eine solche tatsächliche Einheit des vom Standpunkt dieses Gebietes letzten Zieles, so wäre aber immer noch der erste Umstand auf unserem Wege: Auch zwischen Leuten derselben politischen, sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen Interessen und desselben Ausblicks auf die soziale Welt kann es Meinungsverschiedenheiten geben über das, was angestrebt werden soll, die in der Medizin zwar nicht fehlen, aber viel leichter auszutragen sind. Zwei Ärzte können darüber streiten, ob die Beseitigung eines Geschwüres oder die Vermeidung der mit der Operation verbundenen Schädigung des zu heilenden Organismus mehr zu dessen von beiden in gleicher Weise angestrebtem Heile sei. Aber schon die unmittelbaren wirtschaftlichen Wirkungen eines Zolls auch nur auf die Interessen, denen er Hilfe bringen soll, sind nicht immer eindeutig — vielleicht läßt sich eine Frage dieser Art aber immerhin mit der von unseren beiden Ärzten debattierten vergleichen. Die entfernteren wirtschaftlichen Wirkungen hängen so sehr von den Entwicklungen ab, die der Zoll im geschützten Zweig wie auch in den durch seine Wirkung auf Preise, Einkommensverteilung, Exportmöglichkeit usw. betroffenen Kreisen auslöst, daß wir darüber meist nur eine Reihe von Differentialprognosen zu bieten haben. Abwägen von Vor- und Nachteilen, die ver-

schiedene Leute treffen, und der Bedeutung, die Nachteile, die unmittelbar andere Leute treffen, auch für die Geschützten haben, bildet eine weitere Erschwerung. Und wenn gar noch mit in Betracht gezogen wird, wie die Tatsache eines Schutzzolles auf die politische und soziale Position der Geschützten und auf die soziale Atmosphäre wirkt, und welche Reaktion politischer und sozialer Art sie hervorrufen kann, so weitet sich der Raum für Meinungsverschiedenheiten auch für die engsten politischen Gesinnungsgenossen — wober es kommt, daß das Klasseninteresse auch Leute, die nichts anderes vertreten wollen (was außerdem so gut wie nie der Fall ist), lange nicht die Einheitlichkeit der Ziele aufnötigt, die man erwarten möchte. So kann ein Agrarier für Freihandel in Getreide, ein Vertreter des Kleingewerbes für Foderung des Junftzwanges, ein gläubiger Anglikaner für „Disestablishment“ seiner Kirche in manchen Gebieten, ein Nationalist gegen Unterdrückung eines fremden Volksplitters im Gebiet des eigenen Volkes sein usw. So können scheinbare Erfolge der Partei, die sie angestrebt und errungen hat, schaden, so Ereignisse nützen, die als Niederlagen gewertet wurden. Und deshalb kann sich weder aus einer — noch so einheitlichen — Interessenlage einer Gruppe noch aus einer — noch so geschlossenen — „Weltanschauung“ oder Kultureinstellung einer Gruppe jemals eine Politik dieser Gruppe eindeutig ergeben.

Ich sage „jemals“. Denn nicht nur vollständige Einsicht in alle ange deuteten Wirkungen und Rückwirkungen würde eine solche Eindeutigkeit der Politik einer Gruppe voraussetzen, sondern auch eine bei allen oder allen entscheidenden Individuen gleiche Einschätzung ihrer Wichtigkeit. Es ist aber klar, daß der eine wirtschaftlichen Vorteil, der andere soziale Führerstellung, der eine momentanen Vorteil oder Erfolg, der andere künftigen relativ höher stellt, der eine Neigung zu Savieren und Kompromiß, der andere zu klarer Scheidung und Prinzipienkampf haben wird usw. — was alles einerseits zu verschiedener konkreter Zielfetzung führt und andererseits auf wissenschaftlich nicht auszutragenden Unterschieden des Naturells beruht. Ob man eine Staatsschuld schnell oder langsam oder gar nicht abbürden, ob man zur Wiederherstellung einer schwankenden Valuta Kapitalexport verbieten und damit die künftige Position jenes Volkes in der Welt schwächen will, das hängt nicht bloß von den erfahbaren Folgen jeder dieser Stellungnahmen ab, sondern auch davon, wie stark man den von einer Politik schneller Schuldabbürdung ausgeübten Druck auf die Lebenshaltung empfindet, oder wie man die Weltposition seines Volkes gefühlsmäßig — und unabhängig von der materiellen Seite der Sache — einschätzt. Doch ist es ebenso klar, daß, wenn auch dieser trennende Rest zurückbleiben muß, der Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis die aus dieser Quelle stammenden Hindernisse

wissenschaftlich begründeter Zielsetzung mit der Zeit abbauen wird — der Fortschritt der Wissenschaft, wie Schmoller sie betrieb, und wie sie nun die modernen Amerikaner betreiben. Doch davon später.

Der tatsächlichen Schärfe der Gegensätze der sozialen Interessen und Ideale gegenüber scheint es einen analogen Trost zunächst nicht zu geben, ausreichende Einheitlichkeit der Zielsetzung praktisch unmöglich zu sein. Hier scheinen wir bei der Aufgabe steckenzubleiben, die tatsächlichen Interessen und Ideale jeder sozialen Gruppe zu jeder Zeit und an jedem Ort zu verstehen, in ihren Konsequenzen logisch zu entwickeln und den Handelnden die entsprechenden Mittel und Zwischenziele zu zeigen. Nun hat sich Schmoller sicher nicht damit begnügt. Ebenso sicher hat er sich aber auch nicht die Interessen und Ideale einer bestimmten Gruppe zu eigen gemacht und etwa daraus Wertmaßstäbe gewonnen, für die er zu Unrecht allgemeinere Bedeutung in Anspruch genommen hätte. Er hat auch nicht etwa unbewußt bestimmte Parteistandpunkte vertreten. Eine solche Interpretation läge gewiß nahe und nicht bloß von der Orthodoxie der Klassenkampftheorie der Ideen aus. Für sehr viele in wissenschaftlichem Gewand auftretende soziale Werturteile ist sie augenfällig die einzig richtige. Aber bei Schmoller führt sie — und das macht die prinzipielle Bedeutung seines Falles aus — zu keinem Resultat. Er hat nicht einfach vom Standpunkt der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung gewertet. Soweit er sie als historisch notwendig begriff, tat er das in grundsätzlich keinem andern Sinn, als es die sozialistische Theorie auch tut. In diesem Punkt unterschied er sich von dieser nicht so sehr dadurch, daß er den sozialistischen Gesellschaftszustand nicht als notwendiges Entwicklungsziel ansah — denn vollständig hätte er das nicht abgelehnt: Vom steten Fluß der sozialen Institutionen war er ausreichend überzeugt und das Bestehen von Tendenzen nach dem Sozialismus hin hat er nicht geleugnet —, sondern dadurch, daß er sich mit diesem Entwicklungsziel als Ideal nicht identifizierte. Innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung paßt seine Stellungnahme als ganze genommen in kein Parteiprogramm. Er sprach auch nicht vom Standpunkt dessen, was eine Partei oder Klasse oder Gruppe wollen sollte, wenn sie ihr Interesse richtig verstünde. Endlich sprach er auch nicht aus der Autonomie seiner Persönlichkeit, etwa so, daß er vertreten hätte, was ihm individuell zusagte. Er sprach vom Standpunkt des Staates, oder, was für ihn daselbe war, der Gesamtheit, des sozialen Ganzen. Wie ist das möglich, wenn der Staat als solcher keinen Standpunkt hat, sondern ihn jeweils von den Interessen und Idealen der den Staatsapparat gerade beherrschenden Gruppen empfängt — was doch sicher eine große Durchschnittswahrheit ist —, und wenn das soziale Ganze zwar sicher eine Einheit in vieler Beziehung,

aber ebenso sicher keine Willenseinheit ist, sondern aus Teilen verschiedenen Willens besteht?

Die Praxis des täglichen sozialen und politischen Kampfes, deren Phrasologie und Technik gerade auf das Moment prinzipieller Unvereinbarkeit der jeweils möglichen Standpunkte eingestellt ist, und in welcher sowohl die von ernst zu nehmenden Leuten für unsinnig gehaltene Behauptung als auch der vom führenden Kreise als unvernünftig oder unmöglich betrachtete Programmpunkt ihre praktisch unentbehrlichen Funktionen haben, überdeckt einige Tatsachen, die dem überzeugungsdurchglühten Jünger jedes Ideensystems und, insoferne er ihm Lippendienst erweisen muß, auch so manchem Politiker als Pudenda erscheinen mögen, aber an der Wurzel jedes Verständnisses politischen, insbesondere aber wirtschaftspolitischen Tuns und Lassens liegen. Am allgemeinsten anerkannt ist die Tatsache, daß es Augenblicke sozialer und politischer Not gibt, in denen sich das Wollen der Klassen und Parteien oft ganz erstaunlich vereinheitlicht — die ausreichend bekannte Analogie des brennenden Schiffes<sup>1</sup>.

Viel wichtiger, wenngleich viel weniger allgemein anerkannt, ist aber die Tatsache, daß Parteien verschiedenen Programms, wenn sie zur Macht gelangen, in normalen Zeiten keineswegs himmelweit Verschiedenes tun. Nicht nur erledigen sie die Routinearbeit an den laufenden Angelegenheiten in wesentlich gleicher Weise, sondern auch die großen entscheidenden Maßregeln, die der Politik einer Epoche den Stempel aufdrücken, fallen

<sup>1</sup> Eine solche Lage kann die Ankerketten der normalen Gewohnheiten des Denkens und Handelns zerreißen, Parteiphrasen vorübergehend zu blutigen Wirklichkeiten machen, aber solange und soweit das nicht geschieht, sind in solchen Lagen Leute verschiedenster Interessen und Ideale so ziemlich einer Meinung über das, was geschehen muß, wenn sie es auch nicht alle in gleicher Weise ausdrücken. Die Erfahrung der letzten zehn Jahre ist reich an Beispielen dafür: weder das Prinzip der Planwirtschaft nach Kriegsausbruch, noch die Notwendigkeit der Rückkehr zur privaten Initiative nach Kriegsende hat, beide Male nach Verstreichen einer Zeit, die notwendig war, um allen Kreisen die wirkliche Lage klarzumachen, ernststen Widerspruch gefunden. Daß die Budgets in Ordnung gebracht werden müßten und sogar, daß dazu indirekte Steuern unentbehrlich seien, hat so gut wie jeder eingesehen. Der Inflation in ihren ersten Stadien standen die einzelnen Gruppen bei uns sehr verschieden gegenüber, während in England oder in Amerika das Urteil aller Parteien darüber eindeutig feststand. Aber auch bei uns stellte sich, nachdem die Sache ausreichend weit vorgeschritten war, ein solches einheitliches Urteil ein, dem sich sogar die Masse derjenigen anschloß, denen die Inflation unmittelbaren Gewinn brachte. Über die Art der Rückkehr zu normalen Zuständen differierte man natürlich sehr, aber nicht etwa innerhalb der Kategorie „entweder — oder“, sondern vielmehr innerhalb der Kategorie „mehr oder weniger“. Man argumentierte mit „falsch“ und „richtig“ von einem im wesentlichen als gemeinsam vorausgesetzten Boden aus, und keine Klasse verwendete schlechthin Klassenargumente.



wesentlich gleich aus, wie immer eine Regierung parteipolitisch aussehen mag. Am deutlichsten sieht man das an der Politik, der inneren wie der äußeren, der Vereinigten Staaten: wenn die Worte nicht wären, so würde der Historiker der amerikanischen Politik der letzten 50 Jahre kaum Anlaß haben, die Perioden demokratischer und republikanischer Herrschaft zu unterscheiden. Für eine längere Periode können wir die gleiche Erscheinung in England wahrnehmen: die Wahlrechtsreformen des 19. Jahrhunderts haben dort aristokratische Koterien durchgeführt — einander heftig beschimpfend, haben sie, wenn an der Macht, so ziemlich das getan, was die Opposition auch getan hätte. Man kann nicht sagen, daß das etwa unter übermächtigem Druck geschehen wäre, unter dem beide in Frage kommenden Parteien gestanden hätten. Der Zusammenhang ist komplizierter. Aber selbst wenn wir uns für einen Augenblick der Einfachheit halber diese Auffassung zu eigen machen wollen, so liegt eben in der unentrinnbaren Gewalt der Situation das für uns wesentliche Moment. Die soziale Gesetzgebung Englands wurde von beiden Parteien gebaut, die Freihandelspolitik von einer konservativen, agrarisch orientierten Regierung eingeleitet, nachdem die vorhergehende Whigregierung, allerdings erst im Todeskampfe, sich gleichfalls dafür erklärt hatte. Das schönste Beispiel aber ist die irische Politik der aufeinanderfolgenden Regierungen verschiedener Parteirichtung: Forster auf der einen Seite entsprach Balfour auf der andern (natürlich entsprachen sich beide nur für die Zeit, in der sie Minister für Irland waren), hatten die Liberalen ihren Morley, so hatten die Konservativen ihren Carnarvon. Es kann eben eine Partei, wenn sie gewisse Dinge nicht tun will — wobei die Rücksicht auf die Wählerschaft in 90 Prozent der Fälle entscheidender ist als prinzipielle Abscheu gegen das, was zu geschehen hat —, die Übernahme der Regierung ablehnen, wenn sie sie aber übernimmt, so kann sie meist nichts anderes tun wie ihre Gegner. Das erklärt sich der Parteigliäubige meist seufzend mit dem Verdacht, daß die politischen Führer zu jedem Verrat an dem Parteiglauben bereite Egoisten seien, die sich, zur Macht gelangt, von den Interessen der jeweils herrschenden Klasse umgarnen lassen. Daran mag etwas Wahres sein, aber der wirkliche Grund liegt tiefer<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Vor allem spielt in der Politik wie anderwärts das letzte Ideal nicht dieselbe Rolle in der Praxis wie im Parteiprogramm. Das letzte Ideal ist nicht einmal für die Parteistellung jemandes unbedingt entscheidend: es kann z. B. jemand die sozialistische Gesellschaftsverfassung als ein für ihn absolutes Ideal und selbst als in einer fernerer Zukunft realisierbar betrachten und doch, ohne mit sich in Widerspruch zu geraten, gegenwärtig konservativ sein. Das liegt nicht nur daran, daß für unsere Parteistellung nicht bloß unser Ideal, sondern auch unsere persönlichen und gruppenmäßigen Beziehungen und die sich daraus ergebenden Neigungen und Pflichten — ganz abgesehen von Interessen — maßgebend sind. Vielmehr liegt das vor allem daran, daß

Ist man sich über diesen Tatbestand klar, so fällt eine wesentliche Ursache der scheinbar so klar erwiesenen Unmöglichkeit eines einheitlichen wirtschaftspolitischen Wollens der jeweiligen Gegenwart eines Volkes fort.

Die unmittelbar zu ergreifende Maßregel ist durch die Notwendigkeiten jedes Augenblicks bestimmt und steht jeweils einer von der unmittelbaren Vergangenheit geerbten Lage gegenüber, deren Grundtatsachen jeweils gegeben sind und nicht ohne weiteres geändert werden können: Allgemein als Übel empfundene Dinge verlangen unmittelbare Abhilfe, allgemein als Gefahren betrachtete Möglichkeiten müssen vermieden, allgemein als wünschenswert empfundene Ziele realisiert werden. Was begonnen ist, muß fortgeführt oder irgendwie ordnungsmäßig erledigt werden. Auf einmal gestellte Fragen muß man eingehen. Und sowohl der verantwortliche Politiker als Individuum, wie die verantwortliche Gruppe oder Partei sieht sich sofort eingespannt in ein System von Gegebenheiten, Notwendigkeiten, Verantwortungen, die ihnen keine Wahl zwischen beliebig vielen Wegen, noch auch die Möglichkeit des unbedrückten Einschlagens des Weges lassen, den ihre Doktrinen weisen. Wo das vergesen wird, droht unmittelbar Mißerfolg und Niederlage<sup>1</sup>.

Dazu kommt nun einerseits, daß das soziale Leben sich nicht bloß in ein Gewirr von Interessentkonflikten auflösen läßt und andererseits,

das letzte Ideal normalerweise und mit Ausnahme jener seltenen Fälle, in denen seine unmittelbare Verwirklichung aktuell zu sein scheint, für unsere Einstellung zu den wirtschaftspolitischen Fragen der Zeit überhaupt nicht relevant ist, keine solche Einstellung eindeutig vorschreibt. Noch weniger tut das natürlich die logische Erkenntnis eines Entwicklungszieles. Jemand kann der Ansicht sein z. B., daß die gegenwärtige Gesellschaft früher oder später in die sozialistische Lebensform übergehen werde, aber er braucht das ebensowenig zu wünschen, wie der Arzt, der einem Kranken baldigen Tod voraussagt, diesen Tod zu wünschen braucht. Nun sind es aber gerade die Ideale und die in Lehrbüchern oder Programmen in logischer Einheit ausgebauten Ideensysteme, zwischen denen die prinzipiellen, unüberbrückbaren und qualitativen, die kontradiktorischen Gegensätze bestehen, und von denen aus die konkreten politischen Maßregeln als auf einheitlich gefärbte Zwischenziele abgestellt erscheinen.

<sup>1</sup> Das ist so ausgedrückt, wie es sich vom Standpunkt des Handelnden darstellt. Der betrachtende Kritiker ist einmal frei von dem Druck der möglichen Folgen praktischen Verhaltens, den man mit dem Worte „Verantwortung“ bezeichnet, und sodann im vollen Genuß aller Privilegien des Treppenwitzes. Aber auch für ihn muß volles Verständnis der Daten und treibenden Faktoren der Lage seiner Zeit und seines Volkes, welche sich durch den Mechanismus aller Individualambitionen, Gruppeninteressen, Parteitaktiken und Fehl Diagnosen hindurch geltend macht, nicht nur zur Erkenntnis adäquater Verursachung des politischen Geschehens, sondern auch einer angepaßten und in diesem Sinn notwendigen Gesamtwillensrichtung führen.

daß das Interesse einer jeden Gruppe für die andern Gruppen nicht einfach gleichgültig ist. Die Auffassung des politischen und sozialen Geschehens als eines Kampfes von Klasseninteressen ist nur um weniges unkritischer als das naive Postulat eines Gesamtwohls. Vielmehr spielen bei allen praktisch in Frage kommenden wirtschaftspolitischen Entscheidungen Parallelismen von Klasseninteressen oft eine größere Rolle als Parteigegensätze, und Gegensätze innerhalb derselben sozialen Klasse eine größere Rolle als der Klassenzusammenhang. Das industriepolitische Interesse der Arbeiter z. B. fällt mit dem industriepolitischen Interesse der Unternehmer vielfach zusammen, und der Gegensatz zwischen Unternehmer und Kapitalisten ist mitunter größer als der zwischen Unternehmer und Arbeiter. Deshalb ist nicht nur die Zahl der Fälle einheitlicher Zielsetzung, sowohl bei einzelnen Maßregeln als auch bei Systemen von Maßregeln größer als man glaubt und insbesondere zugibt, sondern verlieren auch die tatsächlich bestehenden und wirksamen — nicht jeder bestehende Gegensatz ist bewußt, nicht jeder bewußte ist wirksam und ein Faktor politischer Willensbildung — Interessenkonflikte ihren prinzipiellen Charakter: nur der Gegensatz ist prinzipiell in dem Sinn, daß er einheitliches Wollen nur als ein Kompromiß und Notbehelf zuläßt, der dem Interesse des Gegners jede funktionelle Bedeutung für das Gesamtergebnis des Wirtschaftsprozesses — und das heißt in der Regel, wenngleich nicht notwendig: jede moralische Begründung — abspricht. Von solcher Art wären die wirtschaftlichen Klassengegensätze nach marxistischer oder anderer konfliktstheoretischer Auffassung von Wirtschaft oder Politik. Gegensätze, die mit Interessengemeinschaft koexistieren, und die mit dem Bewußtsein des Bestehens einer sozial notwendigen Funktion des gegnerischen Interesses vereinbar sind, haben diesen Charakter nicht und reduzieren sich auf den Typus des Gegensatzes zwischen einem Industriellen und seinem Bankier oder zwischen einem Kaufmann und seinem Kunden auch dann, wenn sie klassenmäßig sind.

Man kann das auch so ausdrücken: Die praktisch in Betracht kommenden Gegensätze sind nicht qualitativer sondern quantitativer Natur<sup>1</sup>. Und es wird sowohl dieser quantitative Charakter den Gruppen klarer bewußt als auch die Größe dieser Differenzquantitäten beschränkt, wenn einmal die an sich so nahe liegende Entdeckung gemacht ist, daß keiner Interessentengruppe das Interesse der anderen gleichgültig sein kann. Schon die Rücksicht auf den unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteil erzwingt in der Regel eine Rücksicht auf den Vorteil anderer Klassen und Gruppen. Eine Steuerbelastung z. B., welche die industrielle Entwicklung lähmt, ist eine Lebens-

<sup>1</sup> Diese Formulierung stammt von G. Wallas (Human Nature in Politics).

frage für die Arbeiterschaft, auch wenn sie formell noch so ausschließlich auf das Kapital abgestellt ist. Mit Begünstigungen, welche die Aufnahmefähigkeit ihrer Rundschaft wirklich beeinträchtigen, ist der Eisenindustrie nicht gedient, usw. Das ist auch kein Wunder, weil der Zusammenhang der Individuen und Gruppen viel zu eng ist, als daß eine Schädigung bloß an dem haften bleiben könnte, den sie unmittelbar trifft. Würden nicht so viele Leute von der übertreibenden Betonung der Gegensätze materiell, intellektuell und politisch leben, so wäre diese Selbstverständlichkeit allen Leuten viel klarer. Wenn vollends die Individuen und Gruppen intelligent genug sind, um eine fernere Zukunft in ihre wirtschaftspolitische Berechnung einzubeziehen und wenn sie gar die sozialen und politischen Reaktionen, die ihr Verhalten auslöst, mit berücksichtigen, so verschwinden manche trennenden Abgründe. So konnte z. B. in Amerika vollständige Einstimmigkeit darüber herrschen, daß der Krieg so viel als irgend möglich ohne inflationistische Methoden zu finanzieren sei, obgleich das Gegenteil sehr mächtigen Interessentengruppen offenbar ungeheueren Gewinn gebracht hätte; so konnte eine sozialistische Regierung in England eine Finanzpolitik machen, die sich schlechthin durch nichts von einer konservativen unterschied. Ich spreche hier nicht von gefühlsmäßigen Sympathien einer Gruppe für das Schicksal einer anderen oder von Gesichtspunkten wie „Gesamtwohl“ usw. Diese Dinge mögen im einzelnen Fall eine kausale Rolle spielen, im allgemeinen können sie erst dem Nährboden schon bestehender Einheitlichkeit der Interessen- und Willensrichtung entwachsen, und nur davon spreche ich hier.

Nun ist es klar, daß diese Dinge mit der Zeit an Bedeutung gewinnen müssen, und daß wir sie in der Zukunft viel wirksamer sehen werden, als wir das rückblickend tun können. Der primitive Kapitalismus ist roh und blutrünstig, die Kultur einer Epoche hinkt der Schaffung ihrer Produktionsform nach. Je primitiver ein Mensch ist, und je weniger weit er sieht, um so mehr schwärmt er für Kampf auf Leben und Tod, sieht er prinzipiellen Gegensatz dort, wo es sich nur um die Feststellung eines Saldos aus vielen Einzelposten handelt; um so unwiderstehlicher wirkt momentaner Vorteil auf ihn; um so weniger erkennt er die Daten einer Situation und die wirklichen Folgen seines Verhaltens. Erst mußte die wirtschaftliche Entwicklung jenen Grad von Kapitalsättigung und allgemeinem Wohlstand hervorgebracht haben, welcher die wirtschaftspolitischen Fragen ihres Zusammenhanges mit Hungern und Frieren entkleidet. Vorher gab es kein ruhiges Überlegen, und wo dieser Zusammenhang noch immer vorhanden ist oder temporär auftritt, gibt es das noch immer nicht. Normalerweise wurde dieser Zustand im Durchschnitt der Kulturländer erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erreicht: Farbe und Ton des Gedankengangs bei

Marx stammen daher, daß er vorher schrieb und die Tatsachen der Zeit der Etablierung des Kapitalismus für ihm wesentlich hielt. Dann mußten sich die wirtschaftlichen und sozialen Machtpositionen, welche die kapitalistische Wirtschaftsform schafft, klären und einleben. Der Arbeitgeber mußte lernen, daß dieses Wirtschaftssystem Herrschaftspositionen im Sinne der feudalen Welt ausschließt und Arbeit wie Kapital zu von ihm nicht beherrschbaren, selbständigen Machtfaktoren werden läßt, die ihn kontrollieren, ihm die Stellung eines Europäers in einem Negerland nehmen und ihn zwingen können, kultiviert und vernünftig zu verfahren — was immer die Grundlage aller Moral ist. Der Arbeiter mußte lernen seine Stellung, seine Macht und deren wirtschaftliche Grenzen zu begreifen, sich sicher zu fühlen und die Funktionen und die Macht der übrigen Faktoren des kapitalistischen Wirtschaftslebens zu verstehen. Das ist noch lange nicht vollständig gelungen. Überbleibsel alter Fehlurteile über diese Dinge wirken immer noch fort und sterben langsam. Aber die Richtung der Entwicklung ist unverkennbar. Immer fortschreitende Erkenntnis der Tatsachen der kapitalistischen Wirtschaft befreit von abenteuerlichen Vorstellungen von der Größe der normalen Profitrate und dem Verhältnis zwischen guten und schlechten Risiken. Und fortschreitendes, prinzipielles Verständnis der Produktionsform des Kapitalismus lehrt nicht nur jede Klasse und Gruppe die sozialnotwendige Rolle der andern verstehen, sondern auch ihr eigenes Ideal inhaltlich und hinsichtlich seiner Realisierbarkeit kritisieren. Ein Arbeiter, der die Bilanz seiner Unternehmung lesen kann, braucht nichts von seinem Radikalismus einzubüßen; aber dieser Radikalismus wird ideell — und praktisch wird an seiner Stelle die Sorge um das Schicksal der Unternehmung. Ein Arbeiterführer, der die Unternehmerfunktion sachlich richtig analysiert, kann sich die nach Lage des Falles verschieden zu beantwortende Frage stellen, ob die Entlohnung dieser Funktion kleiner, so groß oder größer ist als nötig, um die ihr entsprechende Leistung hervorzurufen, oder ob diese Leistung nicht auch in anderer Weise hervorgerufen werden könnte; aber er kann die Unentbehrlichkeit dieser Leistung nicht grundsätzlich leugnen, daher auch das Unternehmerinteresse nicht ohne weiteres *toto coelo* bekämpfen. Und das tut er auch nicht mehr. Nachdem es schon lange möglich gewesen ist, sich über diesen Punkt mit Sozialisten reinsten Wassers in *camera caritatis* zu verständigen, so hat heute jede sozialistische Partei sozusagen ihre „Rep“: Ebenso wie die russischen Bolschewisten genötigt waren, sich mit einem System von Maßregeln abzufinden, welches auf teilweiser Anerkennung der inneren Notwendigkeiten des heutigen Wirtschaftsprozesses beruht, so haben sich auch die Programme der übrigen sozialistischen Parteien in dieser Richtung umgestellt, wenn auch nicht immer offiziell. Der moderne

Führer kapitalistischer Interessen verlernt nach und nach Geschmack an „Erfolgen“ gegenüber Arbeitern oder Abnehmern zu finden, denen Reaktion ja doch auf dem Fuße folgt, und wenn er sein Geschäft versteht, so zieht er deren Interessen immer mehr in Betracht. Aber das tat er nicht vor 50 Jahren. Da konnte man noch auf Siege von dauernder Bedeutung hoffen, noch um Prinzipien kämpfen, die eine ungenügende Ein- und Voraussicht als haltbar erscheinen ließ. Heute sind die Konturen der Dinge klarer, Illusionen viel weniger leicht möglich. Und namentlich in Ländern alter politischer Schulung differieren die Führer nicht mehr so wie ihre Vorgänger und auch weniger als ihre Gefolgschaft — und zwar in einem anderen Sinne, als in dem Sinne eines Kartells zu gegenseitiger Garantie der Positionen.

Das alles ist Folge oder Bestandteil des Prozesses der Entfaltung der dem Kapitalismus spezifischen Kultur. Es ist die dieser eigentümliche Art jene Einheitlichkeit des Wollens zu evolvieren, welche in anderen Lebensformen schon durch die soziale Organisation gegeben ist. Die Rationalisierung, Nivellierung, Mechanisierung und Demokratisierung, welche eine Seite des Wesens dieser Kultur ausmacht, erleichtert die Vereinheitlichung des Wollens noch weiter. In der rationalisierten Welt des Kapitalismus verlieren die Parteien ihre heiligen Fahnen, d. h. es gibt immer weniger wirtschaftspolitische Dinge, die, als dem Argument und der Betrachtung vom bloßen ökonomischen Vor- und Nachteil aus entriickt, unter allen Umständen verteidigt oder erkämpft werden müssen. Immer weniger erhizen sich die Geister für das soziale Prestige einer Klasse. Immer weniger liegt bei Verhandlungen ein psychisches Nichtkönnen der einen oder der anderen Partei vor. Gerade diese Dinge aber standen und stehen einheitlichem Wollen viel mehr im Wege, als der nüchterne Gegensatz ökonomischer Interessen an sich. Und das hat eine Folge, welche man heute allerdings noch nicht wahrnehmen kann, wenn man etwa den französischen Bauer oder den deutschen Gutsbesitzer oder den mittleren „Fabrikanten“ aller Länder betrachtet: diese Typen halten Hof und Gut und Fabrik und Familienhaus und die ererbte Lebensform mit eisernem Griff. Aber wo vollentwickelter Kapitalismus lange genug seine Arbeit getan und seine Menschen geformt hat, wo Tradition atrophisch geworden ist, da läßt dieser Griff nach. Da hat der Unternehmer arationale Liebe vielleicht für seine Arbeit, seinen Erfolg, seine Probleme, aber nicht mehr für die konkreten Mauern einer konkreten Fabrik oder für ein konkretes Stück Land. Die einzige Sache, zu der er als Produzent eine wirkliche persönliche Beziehung hat, ist sein Schreibtisch. Analog steht es mit der privaten Lebensgestaltung. Schloß und Palaß werden zu unzumutbaren, materiell und psychisch unverhältnismäßig belastenden Lebens-

formen, das private Heim bedeutet nicht dasselbe wie ehemals. Und auch der angestammte Personenkreis, vor allem die Familie büßen an Bedeutung ein. Nun sind aber daran gerade die gefühlsmäßigen Besitzinteressen geknüpft. Niemals hat sich das Streben nach tunlichst großem Vermögen und Einkommen lediglich durch den Impuls nach Bedarfsdeckung erklärt. Für den modernen Unternehmer ist tunlichst großes Vermögen und Einkommen vor allem ein Index des Erfolges, in welcher Funktion aber beides durch andere Momente ersetzbar ist. Der wahre Sinn großzügigen Greifens nach Reichtum liegt aber in der Idee ein privates Reich zu schaffen, das nach eigenem Willen gestaltet werden und eine Dynastie begründen kann. Diese Idee wird immer weniger realisierbar und damit stirbt die Energie ab, die darauf gewendet wurde, oder sie wendet sich anderen Zielen zu. Es bleibt nur ein rationalisiertes Streben nach Bedarfsdeckung übrig von all dem, was ein oft übermächtiger, irrationaler Impuls war. Deshalb ist auch vorhandener Reichtum gerade den Reichsten steuerlich und auch sonst verhältnismäßig so leicht zu entwenden, und deshalb setzen sie sich nicht annähernd so zur Wehr, wie sie könnten. Die Sublimierungen des nackten Interesses verschwinden, und immer mehr wird der Gesichtspunkt allgemein annehmbar, der die Beurteilung der Wirkung einer Maßregel auf das Interesse einer Klasse davon abhängig macht, wie dadurch ihr Funktionieren im Wirtschaftsprozess beeinflusst wird.

Damit ist der Sinn umschrieben, in welchem „wissenschaftliche Politik“ keine *contradictio in adjecto* ist, auch außerhalb des Bezirkes bloßer wissenschaftlicher Fundierung einer Politik durch Angabe der für ein gegebenes Ziel dienlichen Mittel und durch Weisung von Zwischenzielen. Immer noch bleibt das soziale Ideal wissenschaftlichem Urteil entrückt, wenngleich nicht der rationalistische Teil seiner Begründung. Aber immer näher kommt die Zeit, in der das soziale Wollen einheitlich genug sein wird, um in jeder gegebenen Situation Zielsehung mit den Mitteln der Wissenschaft möglich zu machen. Schon jetzt kann man auf vielen Gebieten ruhig mit den Kategorien „falsch“ und „richtig“ operieren. So auf dem Gebiet der Währungs- und Kreditpolitik. Dann im Umkreis von Problemen wie z. B. dem der Arbeitslosigkeit und dem der Konjunkturschwankungen. Endlich kann es unmöglich ein Unglück sein, wenn man eine Lohnpolitik, welche das Lohnniveau so hebt, daß durch die dadurch ausgelösten Wirkungen die Lebenshaltung der Arbeiter leidet, oder eine Steuerpolitik, die Kapitalaufzehrung erzwingt, als „falsch“ bezeichnet. In allen diesen Fragen ist das prinzipielle Bedenken viel weniger wichtig, als das Maß von Sicherheit, mit dem man präzise Wirkungen der einzelnen Maßregeln voraussagen kann. Wenn nur die Wissenschaft in dieser

Beziehung ausreichend weiterkommt, so braucht dieses Bedenken uns nicht zu viel Schmerzen zu machen.

Das ist auch der Sinn, in welchem Schmoller Werturteile ausgesprochen und Ziele gesetzt hat. In den Fällen, in denen er es tat, war es auch damals schon möglich. Nur daß zu seiner Zeit eine Kunst war, was einmal eine Technik werden wird. Diese Kunst läßt sich in die Formel fassen: diejenigen Maßregeln anzugeben und zu vertreten, die wenn durchgeführt, in der nächsten Generation allen Beteiligten als selbstverständliche und nicht wegzudenkende Elemente der sozialen Ordnung erscheinen. Diese Aufgabe lag und gelang ihm in einer Weise, für die es kaum eine Parallele gibt. Und eine Nationalökonomie zu schaffen, die das kann, zu arbeiten an einer Technik, die das beweisbar leistet, was er im einzelnen Fall intuitiv leistete — das war, was er eigentlich wollte<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Doch handelt es sich hier nicht um eine Rechtfertigung ex post seines Zieles und seiner Praxis, sondern darum, daß wir von ihm lernen können und daß sein Name ein lebendes Programm bedeutet. Er lehrt vor allem die elementaren Voraussetzungen des wissenschaftlichen Werturteils durch sein Beispiel: Erstens den Verzicht auf die große Phrase, zweitens die Verachtung des generellen Rezeptes und der Panazee, drittens die Notwendigkeit der Basierung jedes solchen Urteils auf detaillierte Kenntnis der Tatsachen jedes einzelnen Falles, viertens die Notwendigkeit eines dem Handelnden völlig analogen Gefühls der Verantwortung und vollen Verständnisses der konkreten Bedingungen des politischen Handelns. Er lehrt uns zugleich mit dem unersättlichen Hunger nach der konkreten Tatsache die Art, wie aus der Fülle des herbeigeschafften Materials der Atem einer Epoche und einer sozialen Situation gewonnen werden kann. Deshalb hat er immer eine realistische Psychologie gefordert. Er lehrt uns gleichmäßiges Verstehenkönnen aller in einem Zeitpunkt wirkenden Interessen und Funktionen und jenes ruhige Abwägen, das die Voraussetzung für eine quantitative Auffassung der sozialen Gegensätze ist. Seine Theorie der sozialen Klassen ist, wie immer man sonst zu ihr stehen mag, darauf abgestellt, die Natur des Klassengegensatzes realistisch und undogmatisch darzustellen. Die Art seiner großen historischen Überblicke über soziale Institutionen ist wie mit der historischen Relativität, so auch mit dem zwingenden Charakter jeder einzelnen sozialen Situation durchtränkt. Prinzipieller Determinismus wie prinzipieller Indeterminismus lagen ihm gleich fern, und keiner dieser Standpunkte verdankt ihm ein neues Argument. Aber meisterhaft vermittelt er uns das Gefühl dafür, wie sie beide dort, wo es sich darum handelt ein konkretes Ziel zu setzen, ineinandergreifen: die ihm vermutlich sonst wenig sympathische Lehre des Pragmatismus könnte die Grundlage dafür abgeben: Soweit man dabei vom historischen Gewachsensein der jeweiligen Situation ausgeht, rollt man notwendig im Geleise einer deterministischen Auffassung, ob man will oder nicht und insbesondere auch, ob man das philosophisch meint oder nicht. Die Irrationalität des Realphänomens ändert daran so wenig, wie eine noch so weite Anerkennung des Schöpferischen. Aber soweit man das zu Bewirkende ins Auge faßt, würde selbst noch so starke Überzeugung von einer eindeutigen Bestimmtheit des Geschehens — sei diese Überzeugung nun positivistischer oder emanatistischer Färbung — nichts daran ändern, daß man handelnd — oder für den handelnden Menschen oder sozialen Organismus denkend — notwendig Indeterminist sein muß.



## II.

Schmoller ist also der Ahnherr der Gruppen, für die Mitchell sprach, und die eine immer größere Bedeutung im sozialwissenschaftlichen Leben gewinnen. Mehr als Ahnherr — er ist einer ihrer Führer, zum Teil unmittelbar ihr Lehrer, wie auch von Mitchell wiederholt anerkannt wurde. Das soeben Gesagte gibt den Gesichtspunkt, von dem aus Schmoller uns eine „interessantere“ Volkswirtschaftslehre versprach, und dieser Gesichtspunkt ist auch der jener Gruppen. Von ihm aus blicken Schmoller und sie in derselben Richtung: Wenn man konkrete Lagen konkreter Volkswirtschaften verstehen und Relevantes über ihre konkreten Probleme sagen will, wird alles das, was die theoretische Sozialökonomie als „gegeben“ annimmt und womit sie sich ex professo meist nicht weiter zu beschäftigen pflegt — also eben die konkrete wirtschaftliche Verumständung

Es hängt von der Definition der Wissenschaft ab, die man sich zu eigen macht, ob in diesem letzteren Moment nicht ein Grund dafür liege, in einer Zielsetzung eine Überschreitung der Grenzen der Wissenschaft zu erblicken. Anfer Gedankengang würde dadurch nicht berührt.

In das Zentrum dieser Seite seines Denkens hat Schmoller den Staat gestellt, und dabei hat er an den Staat des monarchischen Beamtentums gedacht, der vor seinen Augen stand, und an dem er mit Leib und Seele hing. Das ist nicht einfach eine weiter nicht interessante politische Stellungnahme eines hervorragenden Mannes, die wir etwa mit Achtung zu registrieren und dann beiseite zu legen haben. Wohl war das bei ihm gefühlsmäßig verankert und durch das ihm am nächsten liegende Objekt im einzelnen bestimmt. Aber es liegt auch die Behauptung einer Tatsache darin, die zur Theorie der sozialen Zielsetzung gehört. Er behauptete nämlich — mehr durch die Tat als durch das Argument, denn ihm lag diese Auffassung so nahe, daß er ihr Problem kaum sah —, daß die Verwaltungs- und Gesetzgebungsmaschine, die wir Staat nennen, das gegebene Subjekt jenes einheitlichen Wollens sei, dessen Möglichkeiten wir untersucht haben. Diese Maschine ist ja sicher das wesentliche Instrument dieses Wollens. An sich ihrer Natur nach willenlos und in keiner andern als einer übertragenen Bedeutung eines Willensaktes fähig, kann sie (wie jedem Klasseninteresse oder überhaupt jedem Ziel, auf das sie derjenige einstellt, der über sie verfügen kann) auch jener Art von Zielsetzung dienen, von der hier die Rede war. Die Entwicklung, auf die ich hingedeutet habe, drängt fortschreitend die Faktoren des politischen Lebens, auf die es ankommt, unmittelbar also die Führerkreise der großen politischen Parteien, dazu, sie darauf einzustellen. Ist dieser Prozeß weit genug gediehen, so kann man mit verzeihlicher Breviloquenz von einem Staatswillen sprechen, ihn mit einem analog konstruierten Gesamtwillen identifizieren und auch mit dem Begriff eines Gesamtwohls operieren, wenn man nur nicht vergißt, unter welchen Voraussetzungen alles das zulässig ist. Schmoller freilich meinte nicht einfach das. Für ihn war Staatswille in einem andern Sinne Realität, obgleich ihm alle Staatsmystik fremd war. Ich würde nicht dasselbe für den Gerechtigkeitsbegriff sagen, der bei ihm eine so große Rolle spielt, und über den er sich (Die Gerechtigkeit in der Volkswirtschaft, 1881) ex professo geäußert hat. Gewiß finden wir darin kein inhaltlich bestimmtes Gerechtigkeitsideal. Aber noch weniger eine bloße soziologische oder sozialpsychologische Theorie.

eines Volkes, seine natürlichen Möglichkeiten, seine Anlagen, seine weltwirtschaftlichen Beziehungen, seine soziale Struktur, seine Produktionsziffern, Größe und Verteilung seines Sozialproduktes, seine wirtschaftliche und politische Verfassung — zur Hauptsache, zum eigentlichen Untersuchungsobjekt. Tatsachen herbeischaffen wird zur fundamentalen Aufgabe, deren Erledigung die Voraussetzung für alles weitere wird. Diese Tatsachen ordnen, übersichtlich zusammenfassen ist die zweite Aufgabe. Hat man sie, wenn auch nur teilweise gelöst — nie kann sie, ebensowenig wie die erste, definitiv gelöst sein, sondern die Arbeit der Herbeischaffung und Ordnung des Materials muß ohne angebbare Grenze immer weitergehen pari passu mit der Verwertung des jeweils vorhandenen Materials und der Ausbildung der Methoden seiner Beschaffung und Behandlung —, so kann man schon viele wichtige Fragen unmittelbar beantworten. Dann aber stellt sich das Bedürfnis nach Analyse der technischen Zusammenhänge, des tatsächlichen Verhaltens der sozialen Gruppen und Individuen, des Wesens und Funktionierens der sozialen Institutionen, wie Staat, Eigentum, Verkehrsrecht usw., ein. Und aus der Summe dieser Analysen entsteht das soziologische und ökonomische Wissen einer Zeit, das man versuchen kann zu jeweils provisorischen Synthesen zusammenzuschweißen.

Alle Stadien dieses Programms hat Schmoller — und das macht seine Größe aus — tatsächlich durchgemessen. Er hat sein Leben zu einem Paradigma dieses Programms gemacht und dabei die beispielgebende Selbstverleugnung befaßt, auf Schritt und Tritt die Relativität des von ihm Geleisteten zu betonen. Er hat Tatsachen herangeschafft (*Aeta Borussiae*) Tatsachen gruppiert (z. B. Finanzstatistik), einzelne Detailgebiete durchforscht (z. B. Lucherbuch) und zahllose solche Detailuntersuchungen angeregt (wie in diesem Jahrbuch und in seinen sozialwissenschaftlichen Forschungen), er hat große Übersichten über die Entwicklung von Institutionen und Lebensformen oft kühn generalisierend konstruiert (Stadtproblem, Unternehmungsformen usw.) und schließlich ein zusammenfassendes Mosaik — es sollte Mosaik sein, das liegt im Wesen dieser Einstellung — in seinem Grundriß geboten. Und weil er der Einzige ist in der Geschichte unserer Wissenschaft, der ein solches Programm nicht nur wollte, sondern auch bewußt und tatsächlich durchführte, so ist er auch der Einzige, der uns nicht bloß durch das Wort oder die weisende Einzelleistung — die über ihren Spezialinhalt hinaus ja doch auch nur Wort ist — sondern durch die lebendige Tat eine Vorstellung von dieser Art von Volkswirtschaftslehre gab, der Einzige, an dessen Werk ihre Probleme studiert werden können.

Weil Anlage und Umwelt ihm die Arbeit gerade am historischen Material nahelegten und weil dieses Material besonders bei der Unter-

fuchung jener Lebensformen, Denk- und Gefühlsgewohnheiten, Organisationen usw. wesentlich ist, welche man „soziale Institutionen“ nennt und denen das Hauptinteresse einer der modernen Richtungen unter den Amerikanern gilt, so ist er vor allem der Vater des in Amerika sogenannten „Institutionalismus“ geworden. Aber dieser Ausdruck erschöpft sein Wollen und Tun so wenig, als es der Ausdruck „historische Schule“ tut, von der ganz unglücklichen, weil über das Wesen der Sache gar nichts ausagenden Wendung „ethische Schule“ nicht zu reden: Denn Schmoller war bezüglich der Quellen der sozialen Tatsachen nicht exklusiv. Jede prinzipielle Bevorzugung historischen vor anderem Tatsachenmaterial lag ihm fern. Er hat nur tatsächlich in erster Linie — übrigens nicht ausschließlich und sein Schülerkreis in der Hand Spiethoffs nicht einmal in erster Linie — mit historischem Material gearbeitet, weil arbeitstechnisch sich jeder für die Beherrschung vornehmlich eines Materialgebietes und seiner Methoden und besonderen Fußangeln spezialisieren muß und positive Leistung anders kaum möglich ist. Aber hätte er selbst historisches Material grundsätzlich bevorzugt, so läge darin noch immer nicht das Wesen der Sache. Er wäre auch dann nicht einfach Historiker mit vornehmlich institutioneller Interessenrichtung gewesen, und sein Arbeitsgebiet würde auch dann vom Nationalökonom ebenso zu Unrecht in die Historik verwiesen, wie vom Historiker zu Unrecht reklamiert<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Ich habe schon hier festzustellen, was sich aus dem Folgenden noch weiter von selbst ergeben wird, daß mir meine Charakterisierung des Wesens und der Ziele der sogenannten „jüngeren historischen Schule“ in meinen „Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte“ zum Teil unbefriedigend erscheint. Noch mehr natürlich die Skizze Salins in seiner Geschichte der Volkswirtschaftslehre S. 36/37. Die Behauptungen, Schmoller habe „die Voraussetzung und den Beginn historischer Arbeit“ (die Detailbetrachtung) „als ihren Sinn erscheinen lassen“ und „den Sinn der abstrakten Theorie überhaupt bestritten“, widersprechen nicht nur dem Tun, sondern auch dem Wortlaut der entscheidenden Äußerungen Schmollers. Die von Schmoller beliebte „Gleichsetzung seiner Arbeitsweise mit Induktion“ ist weiters in der Tat erkenntnistheoretisch unhaltbar — übrigens meines Erachtens kaum mehr in der Formulierung im Grundriß —, gestattet aber wohl auch eine Interpretation, die dem, was er damit offenbar sagen wollte, sein Recht werden läßt. Sodann: Gewiß hatte er, wie jeder führende Geist, Blick für das, was seiner Zeit nottat (Prof. Salin erlaubt sicherlich, daß ich seine Wendung vom „ursprünglichen Instinkt für die Zeitgemäßheit bestimmter Argumente“ so umforme, daß sie einen Nebensinn verliert, den man sonst darin suchen könnte), aber daß die Geschichte bei jedem einzelnen seiner Siege „das höhere Recht des unterlegenen Teils erwiesen hat“, scheint mir ungefähr das Gegenteil der Wahrheit zu sein. Beispiele: Er siegte nicht, formell und äußerlich, über Menger und Below, aber von einem, wenn man will „höheren“, Standpunkt ist dem, was er vertrat, „Berechtigung“ nicht abzupprechen. Über Treitschke siegte er sowohl „taktisch“ wie „strategisch“, namentlich aber gerade in „höherem Sinn“. Diese drei Waffengänge symbolisieren aber, was er wollte. Mangel an philosophischer Begabung ist vom „personell gebundenen“ Standpunkt

In allen Tonarten ist über dieses Programm der Stab gebrochen worden, über das, was es will sowohl, wie über das, was damit erreicht wurde. Daß es die sozialwissenschaftliche Arbeit auf historische Detailforschung reduziere; daß es die gedankliche Verarbeitung der Probleme, die theoretische Arbeit, ablehne und ihre Bedeutung verkenne; daß es alle Grenzen auf unserem Gebiet und alle klaren Begriffe verwische; daß es Ideenlosigkeit kümmerlich zu verhüllen bestimmt sei; daß es ins Uferlose führe; daß es zu keiner allgemeinen Erkenntnis führen könne und von seinem Boden aus Unerreichbares wolle — das hat man Schmoller vom Standpunkt der Theorie vorgeworfen wie seinerseits er weitgehend Ähnliches vom Standpunkt seines Programms der Theorie vorgeworfen hat. Wenn wir uns aber für einen Augenblick seines Zweikampfes mit Menger erinnern, den wir sonst gern vergessen, so finden wir, daß Menger der historischen Detailforschung, deren Sinn für Schmoller er genau so verkannte, wie das heute noch geschieht, keineswegs allen Wert absprach —

Salins jedem Nationalökonomem von positiver Leistung ohne alle Ausnahme vorzuwerfen, weil ohne Mangel an philosophischer Begabung in diesem Sinne einzelwissenschaftliche Arbeit überhaupt unmöglich ist, daher kein geeigneter Spezialvorwurf gegen Schmoller — dessen Verdienst es übrigens u. a. ist, den Prozeß der Loslösung der Ökonomie von den philosophischen Allianzen (entgegen seiner eigenen Behauptung) gefördert zu haben, weshalb er herzlich zugestimmt haben würde, wenn ihm Salin bei Lebzeiten das „letzte Wissen“ abgesprachen hätte. Unklarheit des Zieles kann ihm — das, so glaube ich, zeigt der Text ausreichend — nicht vorgeworfen werden, mangelnde „Fähigkeit der Zusammenschau“ nur von einem speziellen Standpunkt aus, von dem keine Brücke des Verständnisses zur speziell Schmollerschen Art von Zusammenschau führt, aus der die Einheit der „ungleichmäßigen und ungleichwertigen Nebeneinanderreihung“ des Grundrisses erwächst. Gleichmäßig und gleichwertig können weder die Elemente des jeweils vorhandenen Wissens noch auch ihre Beherrschung durch den Einzelnen sein, und obgleich an sich nichts Falsches sagend, wirkt dieser Strich im Bild doch falsch. Was Schmoller an der „gegebenen Substanz von Staat und Wissenschaft“ „zerseht“ hat, entzieht sich meinem Gesichtskreis — sicher aber war er ein selbstverleugnender Diener am ewig fernerer Kraft entwachsenden Werk der Erfüllung, achtunggebietend für Freund und Feind, unerhöbbar durch Lob, unverwundbar durch Tadel.

Ich bin in Verlegenheit, nachdem ich die Epitheta „historisch“ und „ethisch“ abgelehnt habe, Schmollers „Richtung“ mit einem handlichen Wort zu bezeichnen. „Exakt“ oder „realistisch“ — Mitchell verrät einige Neigung für dieses letztere Epitheton, das schon von Schmoller ebenso wie das erstere als „ornans“ empfunden wurde — sind ungeeignet, weil jeder wissenschaftliche Gedankengang und jede wissenschaftliche Arbeitsweise, auch alle theoretischen, notwendig beides sind, und weil beide Worte irreführende Nebenbedeutungen haben. Mit dem Gegensatz realistisch-theoretisch ist es, wie unten noch gezeigt werden wird, außerdem deshalb nichts, weil auch Schmollers Richtung „theoretisch“ ist. Vielleicht ist diese Schwierigkeit ein Zeichen dafür, daß die Zeit der Schlagworte vorüber ist — wenn es eine solche jemals gab, was ich persönlich nicht glaube. Mit diesen Vorbehalten kann man, wo darstellerisch ein Wort nötig ist, immerhin „realistisch“ sagen.

nur verwies er sie in die Rolle einer für manche sozialwissenschaftlichen Probleme interessanten Hilfswissenschaft — und daß Schmoller, sachlich erstaunlich weit entgegenkommend, durchaus einsehend, daß seine mit den Worten „Manchesterium“ und „Spekulation“ zu kennzeichnenden Einwendungen gegen bestimmte Assoziationen der Theorie nicht das Wesen der Sache ausmachen: Er erkannte ihr Wollen in der Form des Strebens nach tunlichst allgemeingiltigen Kausalgesetzen als berechtigt, ihren Wert für gewisse Problemgruppen als gegeben an — vgl. seine Wendung von dem „einen Raum in einem großen Hause“, den sie beanspruchen dürfe —, ja, er hat in seinem Grundriß sich sowohl ihres Begriffsapparates als auch im Umkreis mancher Probleme ihrer Denkweise selbst bedient<sup>1</sup>.

Mengers wie Schmollers Argumente sind seither vertieft und verbessert worden. Es entstand eine *communis opinio*, bei der sich weitaus der größte Teil der Fachgenossen beruhigte. Wenn wir trotzdem einiges zu diesem so oft „vernichteten“, heute gleichwohl in voller Lebenskraft vor uns stehenden Programm zu sagen haben, so soll das nicht im Geiste des Erkenntnistheoretikers oder des Methodenkämpfers geschehen, sondern im Geiste praktischer wissenschaftlicher Arbeit. Wir gehen von einer aus solcher Arbeit geborenen, sozusagen naiven Anerkennung dieses Programms

<sup>1</sup> Das schließt es meines Erachtens völlig aus, daß man Schmoller vorwerfen könnte, er sei der Gedankenwelt und der Auffassungsweise z. B. Ricardos prinzipiell verständnislos gegenübergestanden, und daß beide, getrennt von der unüberbrückbaren Kluft grundverschiedener Visionen, verschiedene geistige Sprachen sprechend, auf verschiedenen Ebenen stehend, inkommensurabel und dazu verurteilt seien, daß ihre Botschaften auf ewig aneinander vorbeisprechen. Wer Schwierigkeit und Aufgabe der Sozialwissenschaften darin sieht, „aus der Empirie des tausendfach verschiedenen Laufes der Tages- und Geschichtsereignisse sich zu Allgemeinem und Typischem zu erheben“ (Aussatz über Schäffle in „Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften“), wer das Wesen des Individuellen im Schicksal eines Volkes lediglich auf das Moment der „Kompliziertheit der Kausalitätsbeziehungen“ stützt und offenbar nichts anderes darin sieht als das (Grundriß I, S. 108), wer den „Drang aller Wissenschaft“ feststellt, „mit der Zeit möglichst deduktiv zu werden“ (ebenda S. 110), wer die Standpunkte Rickerts und Gottlis deshalb ablehnt, weil sie die Bedeutung des „Individuellen, Besonderen, Einmaligen“ in der Sozialwissenschaft übertreiben (ebenda S. 106), der steht nicht meilenweit von Ricardo, auch nicht von der Logik Mills, und dem kann vom Standpunkt inzwischen modern gewordener Auffassungen zwar alles Mögliche vorgeworfen werden; in der Tat ist die Erkenntnistheorie des Handwörterbuchartikels und des Grundrisses nicht einwandfrei, und Schmoller könnte erkenntnistheoretischen Einwänden nur entgegenhalten, daß seine Erkenntnistheorie eben die des schaffenden Forschers, nicht die des logischen Feinschmeckers ist; aber es kann ihm doch unmöglich Verständnis für Arbeit und Ziel sozialer Theorie abgesprochen werden. Eher, daß er über das Ziel schießt — und hier ist wirklich ein Tip für künftige Schmollergegner: Schmoller als unhistorischer, hypertheoretischer „Naturalist“ und „Materialist“! Vielleicht erleben wir das noch.

aus, das uns in seiner Nüchternheit und Einfachheit einleuchtet und — was hier gleich auch Mitchell gegenüber ausgesprochen sei — durchaus als das Programm der Zukunft erscheint. Der Erkenntnistheoretiker muß, will er seine Aufgabe fördern, weitgehend vereinfachend und isolierend, die unterscheidbaren Gedankenelemente herausheben, auf ihre logische Natur prüfen, um womöglich jeder Disziplin eine logisch einheitliche Arbeitsweise, „Methode“, und ein daraus logisch möglichst zwingend sich ergebendes Problemgebiet zuzuordnen, worin ihn der Methodenkämpfer kopiert. Diese Aufgabe — und die philosophische Sublimierung der einzelwissenschaftlichen Dinge — hat ihre Funktion und ihren Reiz. Aber die Praxis wissenschaftlicher Arbeit fördert sie nur ebenso selten als eine ästhetische Untersuchung die Praxis des Kunstschaffens. Und nur um diese Praxis handelt es sich hier. Das kompliziert die Sache allerdings in mancher Richtung, während es sie in anderer erleichtert. Denn untrennbar mischen sich im Lauf des wissenschaftlichen Gedankengangs logisch disparate, oft strenggenommen unvereinbare Elemente, unaufhörlich wechseln in seinem Verlauf die prinzipiellen Gesichtspunkte. Statt scharfe Konturen für Disziplinen und Richtungen zu gewinnen, müssen wir uns damit abfinden, daß alles ineinander fließt — wie denn das Wissen einer Zeit kein planvolles und einheitliches Gebäude, sondern ein essentiell systemloses Konglomerat von zum Teil Doppelarbeit leistenden, methodisch und inhaltlich in der verschiedensten Weise verwobenen, auf ganz verschiedenen Ebenen der Betrachtung liegenden, vom Zufall des praktischen Anlasses, der Neigung und Anlage führender Forscher, der methodischen Gelegenheit aufgehäuften Untersuchungen ist. So ist das lebende, werdende Wissen, wie es aus der Forscherhand hervorgeht, in tropischer Fülle in Höhen und Breiten wächst, seine Früchte trägt und ohne Saftverlust in keine spanischen Stiefel geschnürt werden kann<sup>1</sup>. Vom Lebensrechte dieses werdenden, ringenden Wissens und von seinen Nöten aus reihe ich, was ich sagen will, am Faden zweier Fragen auf: Schmoller sah zwar nicht Sinn und Ziel, wohl aber die erste Aufgabe der Nationalökonomie im Herbeischaffen von Tatsachen durch monographische Detailforschung. Wie verhalten sich die Wissenschaften, die ebenfalls und ebenso Teile des gleichen Materials behandeln, also vor allem Geschichte, Ethnologie und Statistik — wir wollen die Geschichte als Beispiel herausgreifen —

<sup>1</sup> Systematiker für eine Kategorie von Zwecken, Epistemologen für eine andere, sterilisieren, ordnen, interpretieren das jeweils greifbar Vorhandene. Und von ihrem Standpunkt erscheint das, was ich sage, einfach als ein Plaidoyer für Unklarheit. Es ist auch ein Plaidoyer gegen klare Schnitte durch lebenswichtige Nervenstränge. Wer sich der billigen Waffe des Vorwurfs mangelnden Verständnisses für logische Korrektheit durchaus bedienen will, der mag das tun.

zur Ökonomie des Schmollerprogramms? Und wie verhält sich diese zum überkommenen, wesentlich „theoretischen“ Lehrgebäude unserer Disziplin, steht sie, autonom und Autonomie gewährend, neben ihm, und wenn nicht, macht sie etwas anderes, Neues daraus, etwas auch theoretisch anderes, so wie Schmoller es wollte?

Die Geschichtschreibung ist genetisch<sup>1</sup> offenbar aus dem Interesse am Epos entstanden: Homer ist der Vorläufer von Herodot, wengleich Homer auch Nachfolger anderer Art gefunden hat. Diesen, sagen wir künstlerischen, Einschlag hat die Geschichtschreibung niemals verloren, wie man sich leicht überzeugt, wenn man z. B. Ranke liest, ebenso wenig als die moderne Epik eines nichtkünstlerischen, sagen wir wissenschaftlichen, Einschlags entbehrt. Einerseits kann man Erkenntnis auch künstlerisch schauen, verkünden und sogar begründen, andererseits z. B. bei der Arbeit an einem modernen Roman einen Band Statistik sehr gut brauchen<sup>2</sup>. Aber drei Dinge haben die Geschichtschreibung zu etwas anderem gemacht, als sie ursprünglich war. Erstens die Entwicklung einer Technik der Materialsammlung, -kritik und -behandlung. Das machte sie zur Wissenschaft in dem naiven Sinn, daß man ein „Gelehrter“ sein muß, um sie zu betreiben, daß man dazu bestimmte, nicht ohne weiteres zugängliche Verfahrensarten beherrschen muß. Zweitens traten fremde Interessenten an das historische Material heran, denen aus besonderen Gründen an Teilen desselben gelegen war. Das führte zum Entstehen historischer Spezialdisziplinen, wie Rechts-, Religions-, Wissenschaftsgeschichte, bei denen das romantische Interesse völlig gegenüber irgendwelchen — sehr mannigfaltigen — Erkenntniszwecken<sup>3</sup> zurücktrat, so daß

<sup>1</sup> Die Genesis einer Erscheinung zeigt nicht notwendig ihr Wesen. Diese Erkenntnis ist sehr wichtig für uns auch in einem anderen Zusammenhang: Die historische Untersuchung des Werdens einer sozialen Institution mag uns alles mögliche leisten, u. a. auch auf ihr Verständnis führen. Aber von selbst bietet sie dieses Verständnis nicht dar. Auch ist weder das historische Prius auch schon das logische, noch das historische Ursprüngliche notwendig das begrifflich Einfachste. Welche Selbstverständlichkeiten nicht oft genug wiederholt werden können.

<sup>2</sup> Beispiele: Aus den Ballerinenbildern von Degas kann man eine Soziologie dieser Berufschicht herauslesen, hinter den „Buddenbroods“ — dem Kunstwert — ebensogut wissenschaftlich verwertbares Material vermuten.

<sup>3</sup> So entstanden Zwitterdisziplinen, deren Natur noch weiter dadurch kompliziert wird, daß man sich z. B. für das Realobjekt „Recht“ unter den verschiedensten Gesichtspunkten interessieren kann: als „Jurist“ für das Recht als Technik praktischer Zwecke; als Rechtstheoretiker für seine innersystematische Logik, eine Art juristischer Algebra; als Rechtssoziologe für Wesen und soziale Funktion des Rechtes; als Rechtsphilosoph für „Sinndeutung“ unter außererfahrungsmäßigen Gesichtspunkten. Und in jeder dieser unterscheidbaren, wengleich praktisch ineinander fließenden Disziplinen spielt die Rechtsgeschichte eine Rolle, aber in jeder eine andere.

hier in noch höherem Maße und in engerem Sinne „wissenschaftlicher“ Charakter gegeben ist. Aber dabei ergab sich, daß dem Historiker als solchem die Motive dieser Spezialinteressen fremd waren, da sie ja auf ihm fremden Gebieten wurzelten, und daß er, auch wenn er sich diese Motive zu eigen machte, fachlich oft nicht in der Lage war, die gewünschte Arbeit zu leisten, weil z. B. bei einer Geschichte der Mathematik mathematische Vorbildung noch viel nötiger ist als historische. Aus beiden Gründen mußte diese — obgleich historische — Arbeit von Nichthistorikern geleistet werden. Mitunter taten und tun Historiker mit — es ist ja jedesmal *quaestio facti*, wieweit sie mittun können und wollen —, so daß es Problemgruppen gibt, die unterschiedslos z. B. vom Historiker und Juristen behandelt werden —, mitunter finden sie sich mit der faktischen Sezession von solchen Spezialdisziplinen ab, wobei sie in der Regel grollend dem fremdfachlichen Eindringling mangelnde Beherrschung historischer Arbeitsweise vorwerfen<sup>1</sup>, ebenso wie dieser rein historische Arbeiten

<sup>1</sup> Wie gar nicht zu vermeiden, hat v. Schmoller seinen vollen Anteil solchen Grolls empfangen. Nur muß man im Interesse der Präzisierung der Stellung Schmollers in der Geschichte und Gegenwart unserer Wissenschaft sich darüber klar sein, was das bedeutet, und wie sich das von etwa gleichgearteten Vorwürfen gegenüber einem „Nurhistoriker“ unterscheidet. Schmoller war in der Tat kein historischer Techniker, er war in demselben Sinn überhaupt nicht Historiker, in welchem der mathematische Physiker kein Mathematiker ist. Diese Analogie ist instruktiv: Sehr viele hervorragende Mathematiker blicken auf den mathematischen Physiker mit einer Verachtung herab, wie wenn die mathematische Physik ein dilettantischer Mißbrauch der Mathematik wäre. Vor langen Jahren besuchte ich eine Abungsstunde zu einem Kolleg über Funktionentheorie, in welcher ein Teilnehmer, der in der Tat völlig versagte, vom Professor mit dem lapidaren Satz vernichtet wurde: „Werden Sie Schuster — oder Physiker!“ Ein von diesem nur graduell verschiedenes Urteil ist manchen der Größten zuteil geworden. Als die berühmte Abhandlung von Helmholtz „Über die Erhaltung der Kraft“ (1847) erschien, wurde sie vielfach glatt abgelehnt, und zwar von mathematischer Seite u. a. deshalb, weil darin die Quadratur als Summe der Ordinaten aufgefaßt war. Interessant ist daran: 1. daß man darüber die Größe der Leistung (deren Priorität allerdings befanntlich Mayer zufällt) völlig übersehen konnte, daß aber 2. die Einwendung an sich durchaus begründet war. Richtig sind solche Kritiken fast immer, wenngleich sehr häufig irrelevant. Und sie haben ihre Funktion, denn nur durch sie werden alle die, welche Waffen handhaben, die sie nicht selbst schmieden können, sondern vom Schmied beziehen müssen, in deren Gebrauch einer steten Kontrolle unterworfen, ohne die das Niveau zum Schaden aller Zwecke sinken würde — wobei natürlich die Hüter einer Denkform oder Materialmasse jedesmal glauben über Tod und Leben zu richten. Eventuelle Mängel von Schmollers historischer Technik mußten pflichtgemäß zur Stunde streng verurteilt werden. Das aber ist alles. Sie seiner Gesamtleistung entgegenzuhalten, ist genau so vernünftig, als zu sagen: 1847 hat Helmholtz etwas geschrieben, was einen logischen Unsinn enthält. Das wäre falsch, obgleich es wahr ist — und ein Mathematiker, der das 1847 geschrieben hätte, zweifellos nicht zu entschuldigen wäre.



z. B. als „unjuristisch“ zu qualifizieren pflegt, was im Munde des Juristen ein Vorwurf von wahrhaft furchtbarem Gewichte ist. Drittens entwickelte sich bei den Historikern selbst, und zwar nur zum Teile auf Anregung von außen, ein immer mehr vorwiegendes Interesse am Zuständlichen — gegenüber dem ursprünglichen Interesse am Ereignis — und weiters immer mehr die Tendenz, auch das Ereignis in anderem und tieferem Sinne zu erfassen als dem, der schon in der erzählenden Wiedergabe notwendig beschlossenen ist. Neben die spezifisch historischen Problemreihen — einerseits die Fragen der Technik, wie z. B. der Feststellung der Echtheit einer Urkunde, andererseits Fragen der „Richtigkeit“ historischer Erzählung, Fragen wie die, was von der römischen Königsgeschichte zu halten sei — traten und treten immer mehr andersgeartete, wie z. B. das Problem der Städtebildung überhaupt oder der sozialen Struktur und der Ursachen ihrer Veränderung. Das bedeutet einen Wechsel des Gesichtspunktes und einen Umschwung in der Arbeitsweise. Auch die erzählende Wiedergabe analysiert. Aber bei der Untersuchung sozialer Zustände und ihrer Veränderungen, bei der „Erklärung“ historischer Ereignisse spielt die Analyse eine ganz andere, viel wesentlichere Rolle als bei ihr. Ein Begriffsapparat entwickelt sich und muß bearbeitet und ausgefeilt werden. Ähnlichkeiten des untersuchten Zustandes mit anderen gewinnen eine prinzipielle Bedeutung, Zusammenhänge werden so gefaßt, daß sie nicht bloß auf den individuellen Fall, sondern „allgemeiner“ anwendbar werden; zur Spezialisierung nach Zeiten muß die Spezialisierung nach Stoffen treten — ein weiterer Weg zur „Verwissenschaftlichung“. Aber auch er mündet beim fremden Fachmann. Denn nur dann kann der Historiker als solcher mit Erfolg derartige Aufgaben bewältigen, wenn die Zusammenhänge, um die es sich handelt, entweder ganz einfach sind, oder wenn ihre Schwierigkeiten auf der Seite der Materialbehandlung liegen, so daß er zu ihrer Untersuchung keines außerhistorischen Fachwissens bedarf. Andernfalls muß er sich dieses Fachwissen und damit den Apparat der Begriffe und Auffassungsweisen aus dem betreffenden Gebiet, der Wirtschaftshistoriker also aus der Sozialökonomie holen — oder er macht seine Sache schlecht. Sein Fall liegt hier ähnlich wie der des Juristen, der auch über alle göttlichen und menschlichen Dinge spricht und, wenn er dabei vergißt, daß er sachlich Laie ist, Gedankengänge produziert, die sich kein Kandidat des zuständigen Wissensgebietes bei einer Prüfung leisten dürfte.

Ogleich also dem Historiker immer die Aufgaben bleiben, Hüter des Materials und seiner Behandlung zu sein und es zu Gebilden überwissenschaftlichen Charakters zu gestalten, so hat doch der Prozeß der „Verwissenschaftlichung“ der Geschichtsschreibung die Tendenz, ihr Material wie ihre Ergebnisse auf die Flaschen der einzelnen sozialwissenschaftlichen

Fächer abzuziehen, die der Wirtschaftsgeschichte auf die Glaschen der Nationalökonomie. Logische Scheidewände gibt es da nicht. Nicht in der Verfahrensart: Der Wirtschaftshistoriker, der verstehen und verständlich machen will, kann logisch nicht anders verfahren als der Nationalökonom, bzw. dieser einem historischen Tatbestand gegenüber nicht grundsätzlich anders als der Historiker. Zusammenhänge erblicken, formulieren, überlegen, erklären — das tun beide, wobei es jeweils vom Standpunkt und Ziel des Betrachters, die innerhalb einer und derselben Disziplin ständig wechseln, abhängt, was eine unterscheidbare Erscheinung, was ein erklärungsbedürftiger Zusammenhang, was gegeben und vertraut und wie bei der Überlegung zu operieren ist, wie die Formulierungen ausfallen, und in welchem Sinn uns etwas nach getaner Arbeit verständlicher ist, als es vorher war.

Nicht in der Richtung des Interesses: Schon das epische Interesse knüpft sich nicht ausschließlich an das Besondere, Individuelle, Einzigartige. Das wahrhaft Einzigartige wäre unverständlich und mangels jeder Beziehung zum Betrachter uninteressant. Immer schwingt vielmehr zum mindesten ein „allgemeines menschliches Interesse“ mit, das auch der Hebel jenes Maßes von Analyse ist, ohne das es nicht einmal erzählende Wiedergabe gibt. Mit der Verwissenschaftlichung der Geschichte und des Interesses an ihr rücken solche Momente in den Vordergrund. Der Historiker, welcher überhaupt Wirtschaftsgeschichte betreibt, kann innerhalb der Grenzpfähle des ursprünglichen Eposinteresses ebensowenig verweilen, als er mit spezifisch historischen Verfahrensarten auskommen kann. Wie das gedankliche Rüstzeug des Nationalökonomens, so muß er sich auch dessen Interessenrichtung zu eigen machen. Das individuelle Phänomen in seiner Einzigartigkeit kann für ihn keine andere Bedeutung haben wie für den Nationalökonomens, nämlich in folgenden drei Beziehungen: erstens als an sich bedeutungsvoller Faktor einer bestimmten Situation, zweitens als ein Fall der Anwendung seines unabhängig davon vorhandenen Wissensvorrates, drittens als mögliche Fundgrube neuen Wissens um die Wirtschaft — weil bei der Untersuchung einer Erscheinung in ihrer Besonderheit neue oder noch unausgewertete Dinge zutage gefördert werden können oder einfach dem Betrachter bei dieser Gelegenheit etwas Neues einfallen kann. Überhaupt ist die scharfe Gegenüberstellung des Konkreten und Abstrakten auf unserem Gebiete nur um einen Grad weniger unglücklich als die — allerdings auch logisch verfehlte — Gegenüberstellung von Induktion und Deduktion. Versteht man unter „konkret“ daselbe wie „unanalysiert“, so gibt es weder in der Geschichtschreibung noch in der Nationalökonomie irgend etwas Konkretes. Läßt man den Gegensatz konkret — abstrakt zusammenfallen mit dem Gegensatz indi-

viduell — generell, so fällt zwar das Interesse am Konkret-Bedeutungsvollen und das Interesse am Allgemein-Wahren, besser: weithin Anwendbaren, begrifflich auseinander, um jedoch in der praktischen Arbeit sofort wieder zusammenzufließen. Denn auf unserem Gebiet steht die Sache so: Die mehr oder weniger weit anwendbare, „allgemeine“ Erkenntnis hat zunächst die Funktion, Massen von Vorgängen zu erfassen, deren individuelle Elemente — z. B. einzelne Tauschakte — nichts Konkret-Bedeutungsvolles aufweisen. Konkret-bedeutungsvoll können daran nur Besonderheiten sein, die massenhaften Einzelfällen eigen sind — z. B. den Tauschakten des stummen Handels im Gegensatz zu den Tauschakten der modernen Marktwirtschaft —, und dann haben sie immer auch schon generelle Bedeutung. Abgesehen davon, dient unsere „allgemeine“ Erkenntnis lediglich dem Verständlichmachen des Konkret-Bedeutungsvollen in jenem etwas anderen Sinne, für den die Wirtschaftslage eines Volkes in einem bestimmten Jahr ein Beispiel ist, während die Gesamtheit des analytisch beherrschbaren Konkret-Bedeutungsvollen die nationalökonomische Erkenntnis ausmacht. Konkret und abstrakt bezeichnen — und das allein bildet den praktisch in Betracht kommenden Sinn dieses Gegensatzes — lediglich Gradunterschiede in der asymptotischen Annäherung einer Überlegung an die Einzelheiten bestimmter Fälle. Einer Verteilungslehre gegenüber z. B., die in dem Satz zentriert, daß der Anteil jedes Produktionsfaktors am Sozialprodukt durch seine Grenzproduktivität gegeben sei, ist eine Verteilungslehre wie die Ricardos konkret, weil sie der ersteren fremde Bestimmungsstücke einführt, aber sie selbst ist natürlich abstrakt gegenüber einer Verteilungslehre, wie sie sich aus Sombarts Darlegungen herauslesen ließe, welche ihrerseits eine grundsätzlich unendliche Anzahl von Konkretisierungen zuläßt. Nirgends gibt es da einen logischen Sprung.

Das ist einfach eine Konsequenz zweier Tatsachen: Daß auch jedes historische Begreifen — Begreifen von Historischem — nur über- und außerhistorisch möglich ist (Simmel); wobei dieses „Außerhistorische“, sowie und soweit es den Besitzstand des gebildeten Laien überschreitet, in unserem Fall notwendig Fachangelegenheit des Nationalökonomen und dieser immer mehr die zuständige Instanz für die Betreuung der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte und ihrer Probleme wird, woran die „Heteronomie der Wirtschaft“ so wenig etwas ändert wie die Inkommensurabilität der Kulturen<sup>1</sup>. Und daß die Welt der wirtschaftlichen Erscheinungen, mag sie

<sup>1</sup> Zunächst liegt in diesem Schlagwort ein sehr gesunder Kern: einmal die Erkenntnis der „Wertinkommensurabilität“ — wenn ein solches Wort erlaubt ist — der Kulturen, der grundsätzlich unvergleichbaren Eigenbedeutung einer jeden, welche Erkenntnis mit einer in der Tat sehr primitiven Auffassung aufräumt, die das Wertsystem des Spießbürgers unserer Tage zum Standard aller Zeiten machte. Sodann

in einem prinzipiellen Sinn gerade so „rationell unauserschöpfbar“ sein wie die individuelle Erscheinung ja auch, in einem andern prinzipiellen Sinn erschöpfbar ist, in dem Sinn nämlich, daß alles, was uns von irgendeinem der jeweils praktisch in Betracht kommenden Standpunkte als individuell bedeutungsvoll erscheint, Ereignisse — einmalige oder in ähnlicher Weise mehrmals wiederholte — wie Zustände, Gebilde wie Abläufe — sei das Gebilde vom Typus „London“ oder vom Typus „Stadt“, der Ablauf vom Typus „Bauernlegen“ oder vom Typus „Entstehung der zehn größten Grundbesitze Böhmens“ — praktisch begrenzt, daher „vollständige“ Erfassung grundfänglich anstrebbar ist.

Darauf beruht Schmollers Programm und die Möglichkeit des eingangs dieses Abschnittes charakterisierten Zieles. Es trägt diesen Tatsachen Rechnung, öffnet dieser Entwicklungstendenz der Historik unserer Tage das Tor und paßt ihren Möglichkeiten seine Arbeitsweise an. Es schafft an Material- wie an Problemgruppen orientierte Spezialgebiete, verwischt und verschiebt aber viele alte Grenzen, so daß vom Standpunkt jeder der alten sozialwissenschaftlichen Disziplinen, auch der Wirtschaftslehre, gesehen „Aferlosigkeit“, d. h. das Fehlen logisch fest umrissener Bezirke,

die Warnung vor unhistorischer Deutung fernstehender Kulturen nach den Bedingungen der unseren. Aber rationale Intkommensurabilität — rational kann auch Irrationales verstanden werden; ich meine hier nicht Rationalität des Objektes, sondern des Betrachters — würde wissenschaftliche Unverständlichkeit jeder Kultur für Menschen jeder anderen bedeuten. Allerdings nicht auch absolute Unzugänglichkeit. Denn es bleibt ja das überwissenschaftliche, mystische Erkennen. Dazu nur drei Bemerkungen: Erstens, daß sich solches Erkennen legitimieren muß; da verlange ich weder (wie das frühere Zeiten vorsichtshalber taten) Wunder der erkennenden Persönlichkeit, noch auch nur blißschlagähnlich wirkende Überzeugungskraft, sondern nur etwas Negatives, nämlich daß sich nicht unabweisbar der Verdacht aufdrängt, daß der so Erkennende nur vor den ihm unerfüllbaren Anforderungen wissenschaftlichen Verfahrens in seine innere Evidenz flüchtet. Zweitens, daß unser Schlagwort, einmal Schlagwort geworden, unverantwortlich mißbraucht wird und eine Differenz letzter Bedeutungen an Stellen gesucht wird, wo ein sachliches Problem einer sachlichen Lösung harret. Der Rothurn der inneren Evidenz ist eben ein Aufenthaltsort von besonderem Reiz: Wie schön, sich selbst und anderen sagen zu können, daß jede Einwendung gegen die verkündeten Gesichte ipso facto Inferiorität des Einwendenden bedeute! Drittens — und das ist für das bescheidene Ziel dieser Ausführungen das Entscheidende —, daß ja doch niemand auf unserm Gebiet mit dieser Intkommensurabilität Ernst macht, wengleich fast jeder dem Schlagwort unverdiente Nachsicht beweist, oft genug aus schwächlicher Scheu vor der tattisch schwierigen Position, in welche man andernfalls gerät.

Die Ausführungen des Textes verkennen weiters nicht, daß es für den Bearbeiter des gedanklichen Rüstzeugs ebenso ein Spezialinteresse am Theorem gibt wie für den Bearbeiter des Materials ein Spezialinteresse an diesem. Nur sind diese „Bearbeiterinteressen“ etwas anderes als jene angeblich logisch disparaten Erkenntnisinteressen, deren oft behauptete fundamentale Diskrepanz im Text besprochen wurde.

in der Tat zu seinem Wesen gehört und sich der Ausblick auf eine Universalsozialwissenschaft eröffnet. Diesen Ausblick verstellt aber noch die Frage nach dem Verhältnis dieses Programms zur sozialen, speziell ökonomischen Theorie.

### III.

Hier verstehen wir „Theorie“ nicht in dem Sinne, in welchem ihr Gegensatz „Praxis“ ist. Auch nicht im Sinne von „Arbeitshypothese“, wissenschaftlich begründeter Vermutung, oder wissenschaftlich unbegründeter Spekulation, in welchen beiden Sinnen Schmoller häufig das Wort gebrauchte. Endlich nicht in den Bedeutungen, in welchen es synonym ist entweder mit „Lehre“ oder einfach mit „Gedankengang“ oder auch mit „Begründung“. Für uns kommen nur drei Bedeutungen in Betracht: erstens nennt man eine Theorie eine Ansicht über einen Kausalzusammenhang oder die Erklärung einer Erscheinung, sei es einer individuellen — z. B. Fall des Dollarkurses bei Kriegsbeginn — oder einer generellen, z. B. der Städtebildung. Und die Gesamtheit des Vorrates an solchen Theorien kann man Theorie schlechtweg nennen. Das ist die Bedeutung, in der Mitchell das Wort gebraucht. Zweitens bedeutet Theorie die Resultate der Arbeit an unserem gedanklichen Rüstzeug, mit welchem wir unser Erkenntnisobjekt formen und an dessen Probleme herantreten. Sie fördert nicht so sehr an sich interessante Resultate zutage, als Mittel solche Resultate zu gewinnen. Sie produziert Auffassungsweisen, Anweisungen zu Problemlösungen. Die Wert- und Preislehre gibt sich zwar oft als etwas anderes, aber ihre Hauptbedeutung liegt hier. Diese Art von Arbeit liegt Leuten einer bestimmten Mentalität, die nicht die Mentalität Schmollers war. Hat er sie wenig geliebt und geschätzt, erschien sie ihm, dem es auf ganz andere Dinge ankam, oft als müßige Spielerei, so hat er sie doch auch weder grundsätzlich abgelehnt noch grundsätzlich reformieren wollen. Selbst Untersuchungen wie die hierher gehörenden — Schmollers Interesse viel näher liegenden — des Buches von Paul Sander haben ihn nicht näher berührt. Diese Einstellung hat er mit allen „Realisten“ gemein, auch mit Mitchell. Ich möchte gleich sagen, daß ich darin die Ursache dafür erblicke, daß ihnen allen manches nicht so gelingt, wie es sonst gelingen könnte, und manche Einwendung berechtigt wird, die es sonst nicht wäre. In einer dritten Bedeutung übersetzt man „Theorie“ am besten mit: allgemeine Volkswirtschaftslehre. Weil dieses Lehrgebäude oder System unseres „generellen ökonomischen Wissens“ die Preislehre mit allen ihren Derivaten nicht nur enthält, sondern sogar weitgehend darauf beruht, so wird oft übersehen, daß diese Elemente hier in etwas anderem Licht erscheinen und mit einem etwas anderen Anspruch auftreten als in der

Theorie unserer zweiten Bedeutung des Wortes, nämlich als der nomographisch erfassbare Kern der volkswirtschaftlichen Erscheinungswelt, im Gegensatz zu deren wechselnden individuellen Formen, als Inhalt der Wissenschaft von der Wirtschaft, die, wenn auch mit größerer oder geringerer Rücksicht auf den einzelnen Fall, deren Probleme löst, und zwar durch gedankliche Verarbeitung einer kleinen Zahl von sehr allgemein vorkommenden Grundtatsachen, welche schon die tägliche Erfahrung darbietet. Zwar verschließt sich dieses System dem historischen, ethnologischen, statistischen usw. Material nicht. Es enthielt schon immer historische Illustrationen, Mitteilungen über zeitgenössische Tatbestände und Kapitel über nur „realistisch“ zu behandelnde Themen, wie Bevölkerungswesen und soziale Organisation. Seit der Methodenstreit seine Früchte gezeitigt hat, ist das in immer höherem Maße geschehen. Jetzt ist eine wirtschaftsgeschichtliche Einleitung üblich geworden und überhaupt ein Bestreben zutage getreten, zwischen nach dieser Auffassung an sich disparaten Gedanken, Tatbestandelementen und Verfahrensarten einen *modus vivendi* zu finden. Aber diese Dinge stehen eben infolge dieser Grundauffassung ohne tieferen Zusammenhang nebeneinander, formen ein Konglomerat, das mitunter einen ganz unerfreulichen Eindruck von popularwissenschaftlichen Exzerpten macht. Im Grunde entspricht das auch dem üblich gewordenen scharfen Gegensatz von, sagen wir, Nomothese und Idiographie, und von diesem Standpunkt ist es nur ein Schritt zu dem praktisch benachbarten Standpunkt, daß das Tatsachenmaterial, von dem Schmoller wie Mitchell ausgehen wollen, einem von ihm unabhängigen System von Lehrsätzen als deren Anwendungsgebiet gegenübersteht. Das ist es, wogegen Schmoller sich gewehrt hat, und worüber vom Standpunkt seines Programms einiges zu sagen ist.

Geschichtliche Theorie bedeutet entweder Theorie der Geschichte — und das wieder bedeutet vor allem vier Dinge: die Gesamtheit der jeweils vorhandenen Verknüpfungen zwischen historischen Tatsachen; die Bearbeitung des Apparates von Begriffen und Auffassungsweisen, den die Geschichtschreibung verwendet; den vom Fachhistoriker in der Regel und vom modernen Soziologen häufig verurteilten Versuch, bewegende Kräfte des Geschichtsablaufes und Entwicklungen herauszuarbeiten; endlich die Lehre von der Behandlung des historischen Materials, ähnlich wie man unter Theorie der Statistik die Erörterung statistischer Methoden versteht — oder Theorie, die aus der Geschichte gewonnen wird. Das kann, wie häufig bei Roscher, bloß historisch illustrierte Theorie sein oder auf historische Tatbestände angewendete Theorie, wie die Erörterung des Merkantilsystems durch Smith. Oder eine Theorie, welche die historisch verschiedene relative Bedeutung der von der „allgemeinen Theorie“ unterschiedslos

nebeneinander aufgeführten Gesichtspunkte untersucht, wie Lists Darlegung der handelspolitischen Systeme. Oder eine Theorie, bei der der historische Werdegang ein für die Klarstellung eines Problems wesentliches Faktum liefert — wie bei Wiesers Theorie des Geldwertes die geschichtliche Anknüpfung an den Stoffwert. Davon zu unterscheiden eine Theorie — kausalerklärende oder sinndeutende Darlegung — der Genesis eines sozialen Typus oder einer sozialen Institution, die zwar grundsätzlich niemals unmittelbar dessen oder deren „Wesen“ darbietet, auch nicht notwendig auf dessen oder deren logisch reinste Form führt, wohl aber immer das Verständnis präzisiert und vermittelt und oft die Erkenntnis des Wesentlichen erleichtert, z. B. Schmollers Theorie der Unternehmungsformen. Oder eine Theorie, welche den Verlauf eines wirtschaftlichen Vorgangs für verschiedene historische Verumstände verschieden erklärt — in diesem Sinne sind die Verteilungstheorien von Marx und Rodbertus, ist eigentlich auch die von A. Smith „historisch“. Endlich eine Theorie, die aus und an historischem Material durch Einfall oder Feststellung und Generalisierung erwächst und bis auf weiteres auch über das Material, aus dem sie erwachsen ist, hinaus „gilt“, mindestens vermutungsweise und vorbehaltlich der Desavouierung durch neue Tatsachen oder Einfälle: Das ist der weitaus interessanteste Fall — jede Theorie der sozialen Klassen kann als Beispiel dienen. Nur bei diesem erscheint die realistische Detailuntersuchung als Weg zu genereller sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. Nur er involviert eine grundsätzliche Frage, während in allen anderen Bedeutungen alle Theorie (von wissenschaftlichem Charakter) „realistisch“ ist.

Aus der im ersten Abschnitt geschilderten Einstellung heraus handelte und handelt es sich Schmoller und seinen realistischen Nachfolgern vor allem um das Verständnis individueller Situationen, etwa der deutschen Volkswirtschaft um die Jahrhundertwende oder der amerikanischen Geldsituation von heute. Schon diese Konkretisierungstendenz, die an sich bloß eine keinen prinzipiellen Gegensatz involvierende Besonderheit der Interessenrichtung ist, verändert Antlitz und Körper unseres Lehrgebäudes. Es tauchen dabei andere Probleme auf, bieten sich andere Auffassungsweisen dar, entstehen neue Teilgebiete. Kann man z. B. den Verlauf der Kurven des Angebots und der Nachfrage zahlenmäßig feststellen, so liegt nicht bloß eine Konkretisierung der bisherigen Theorie vor, sondern es treten beim Eingehen auf die besonderen Verhältnisse der einzelnen Industrien und Konsumentenkreise neue Gesichtspunkte auf, die andere theoretische Grundauffassungen zweckmäßig machen können. Oft schreibt uns das Material unsere Theorien und Begriffe vor: so hängt der Umfang des Geldbegriffes und damit bis zu einem gewissen Grade das, was wir

als das Wesen des Geldes bezeichnen wollen, für die praktische Arbeit von der Art des statistischen Materials ab, über das wir verfügen. Hat man eine gute Einkommenstatistik, so kann man vom Begriff der Einkommenseinheit ausgehen, in welchem Fall ein sehr weiter Geldbegriff zweckmäßig wird und der Begriff der Umlaufgeschwindigkeit auf die Anzahl der Übertritte einer solchen Einheit aus einem Einkommen in ein anderes zu beschränken ist. Muß oder will man hingegen keine anderen Daten verwenden als die der Bewegung des monetären Goldvorrates und der Bilanzen der Notenbanken, so kommt man auf einen Geldbegriff, der außer Münzen und Papiergeld nur noch Banknoten und die Summe der privaten Guthaben bei den Zentralbanken umfaßt, und einen Begriff der Umlaufgeschwindigkeit, der mit „Händewechsel“ gleichbedeutend ist. Die durch Materialstudium konkretisierte Theorie muß also schon infolge der Tatsache der Konkretisierung praktisch vielfach anders aussehen als eine Theorie, die ohne Rücksicht auf diese Möglichkeit zustande gekommen ist. Da hat im Prinzip insbesondere auch Mitchell recht. Eine andere Seite der Sache rückt in das richtige Licht, wenn man sich erinnert, was oben über die prinzipielle Ausschöpfbarkeit unseres Realobjektes gesagt wurde: Da das, was uns daran von den jeweils in Betracht kommenden Standpunkten ernstlich interessiert, keine unübersehbare und unbeherrschbare Masse von Einzelheiten ist, sondern in seiner individuellen Gestalt erforscht und dargestellt werden kann, so tritt immer mehr die Forderung an uns heran, ein Lehrgebäude zu schaffen, das uno actu prinzipielles Verständnis und Kenntnis individueller Gestaltungen vermittelt, also, um bei unserem Beispiel zu bleiben, eine Geldtheorie, die nicht nur das Wesen des Geldes, sondern auch alle seine Kaufkraft tatsächlich bestimmenden Faktoren und die wirtschaftlichen und sozialen Folgen aller tatsächlich beobachtbaren Kaufkraftänderungen des Geldes verständlich macht. Diesen Anforderungen genügt der Idee und Absicht nach z. B. das Werk von Irving Fisher. Nur weil diese Forderung ja niemals völlig unberücksichtigt blieb, vielmehr alle Theoretiker, wenn auch meist nur flüchtig und fragmentarisch, versucht haben, sie zu erfüllen, ist die Revolution, die das Schollerprogramm bewirkt, nicht noch viel größer, als sie ist. Unrecht hat Mitchell — und sein Ahnherr auch — nur in zwei Punkten: in der Unterschätzung der Bedeutung, welche die Bearbeitung der jeweils vorhandenen gedanklichen Mittel, des Apparats der Theorie im zweiten von uns unterschiedenen Sinne hat<sup>1</sup>. Und in der oft unkritischen, niemals ausreichend verständnis-

<sup>1</sup> Mitchell führt als Beispiele von Themen und Gebieten, bei deren Behandlung die „qualitative theory, in which we are commonly grounded“ so gut wie keine Hilfe biete (a. a. O. S. 6), an:

1. Finanzwissenschaft. Nun hat diese mindestens zwei Kapitel, die zwar nicht



vollen Art, wie bei der Verifikation bzw. Verwerfung theoretischer Sätze und Auffassungsweisen vorgegangen wird. Dem theoretischen Gegner des Programms wird dadurch seine Aufgabe unverantwortlich erleichtert, der Erfolg des Programms wesentlich erschwert.

Weiters: Das ökonomische Lehrgebäude enthält — und auch die „reinste“ Wirtschaftstheorie arbeitet mit — Aussagen über soziale Institutionen, wie Eigentum, Erbrecht, Familie, Unternehmung, Lohnverhältnis usw. Nun kann man unmöglich den teilweise ausschließlich wirtschaftlichen, teilweise „auchwirtschaftlichen“ Charakter dieser Dinge leugnen. Ebenso wenig aber den theoretischen Charakter dieser Aussagen, die nicht bloße Zusammenfassungen unbehauener Tatsachenblöcke sind und auch nicht bloße quantitative oder qualitative Präzisionen, die man etwa in die Sätze der allgemeinen Volkswirtschaftslehre als der wahren Theorie und dem Hort theoretischer Erkenntnis für die Untersuchung spezieller Fälle „einfügte“. Da sie gleichwohl vom Standpunkt einer Theorie der Problemreihe Wert—Preis—Geld unerfaßbar sind, so hat sich eine besondere, der Natur des Gegenstandes nach sowohl „detailforschende“ und material-

bloß mit Hilfe, aber auch nicht ohne Hilfe dieser Theorie erledigt werden können: Im Kapitel über Steuerüberwälzung kann kein Schritt getan werden ohne Gedankengänge, die eine Anwendung der allgemeinsten Sätze der Preislehre sind, im Kapitel über den Zusammenhang zwischen Finanzpolitik und Währung kein Schritt ohne eine gesunde Geldtheorie.

2. Bankwesen. Kann über auch nur eine einzige größere Frage dieses Problemkreises Vernünftiges gesagt werden, ohne daß man dabei eine Geld- und Kredittheorie mindestens impliziert?

3. Buchhaltung und 4. Versicherungswesen. Daß die Theorien dieser beiden Gebiete weder mit den Grundfakten der von Mitchell hier gemeinten allgemeinen Theorie durchgesehenet noch für diese ausgewertet sind, ist wahr. Hier liegt ein Mangel. Aber der Weg des Fortschritts führt gerade über diese Aufgaben und nicht der Klufte entlang, die heute noch zwischen dieser und jenen liegt.

5. Transportwesen. Darüber kann Mitchell sprechen ohne Theorie der verbundenen Preise, der Quasirente, des Monopols, der Diskrimination? Das müßte er mir erst vormachen.

6. Wirtschaftsgeichte. Darf ich mich da der Kürze halber auf Sombart berufen, der doch gewiß keiner Voreingenommenheit für die hier gemeinte Art von Theorie verdächtig ist.

7. „Marketing“ — das Problem, wenn ich recht verstehe, wie man Waren anbringt: Ja, das gebe ich zu.

8. Konjunkturwechsel. Kann man diesen behandeln ohne Theorie des Preisniveaus, ohne Says Theorem, ohne ein Duzend anderer alter Werkzeuge aus der theoretischen Rüstkammer? Ja, aber dann lautet das Resultat, aufrichtig formuliert: non liquet.

9. Probleme der Arbeit. Allein dazu scheint mir die Frage des Arbeitslohnes zu gehören oder die des Maximalarbeitstages oder die der Wirkungen sozialpolitischer Staatsausgaben. Wie behandelt man das ohne Preistheorie?

sammelnde als auch theoretische Disziplin gebildet, die „Wirtschaftssoziologie“, deren Erkenntnisse „Daten“ sind für die reine Sozialökonomik. Gut. Wenn man damit nichts anderes will als eine Abgrenzung eines in sich geschlossenen Gedankengangs, und wenn man weder übersieht, daß dann die reine Sozialökonomik nicht die Gesamtheit auch nur der allgemeinen wirtschaftlichen Einsichten umfaßt, noch, daß damit nichts gegen die Notwendigkeit der Bearbeitung dieses Gebietes durch und für den ökonomischen Fachmann gesagt ist, so mag das ganz zweckmäßig sein. Schmollers Lebenswerk wäre dann zum großen Teil der Begründung und dem Ausbau einer solchen Wirtschaftssoziologie gewidmet gewesen, M. Weber und Sombart vor allem als Wirtschaftssoziologen zu bezeichnen. Und der Sinn des Schmollerprogramms wäre in erster Linie auf etwas anderes als Ökonomie gerichtet, die von ihm angestrebte und teilweise vollzogene Reform der wirtschaftswissenschaftlichen Arbeit wäre ein Zurückdrängen der bloßen Ökonomie und ihre teilweise Ersetzung durch die wirtschaftssoziologische Einstellung gewesen. Wirklich läßt sich eine Seite der Sache so charakterisieren, insbesondere paßt in diese Formulierung die Tatsache, daß Schmoller, wo er von Problemen der Reihe Wert—Preis—Geld, jagt wir also immerhin: vom Problembereich Ricardos<sup>1</sup> spricht, weder an dem Begriffsapparat noch an der Verfahrensart dieser Theorie grundfänglich etwas auszufetzen findet, vielmehr beides rezipiert und in diesen Fragen nur innertheoretisch Stellung nimmt — was ja auch, unbeschadet der Eigenart der Interessenrichtung und der Forscherpersönlichkeit, die sie von Schmoller und voneinander trennt, für Sombart, Spiethoff und M. Weber gilt. Mag man also immerhin zwischen Nationalökonomie im überkommenen engeren Sinn und Wirtschaftssoziologie unterscheiden — besser allerdings zwischen Theorie des Wirtschaftsablaufs

<sup>1</sup> In keiner anderen Wissenschaft könnte es sich ereignen, daß ein einzelner Autor, von dessen Leistung uns ein Jahrhundert trennt, immer wieder als typischer Repräsentant seiner Forschungsrichtung, die von seinem Werk doch keinen Stein auf dem anderen gelassen hat, betrachtet wird. Trotzdem geschieht das von „theoretischer“ wie von „historischer“ Seite immer wieder. Marshall, dessen Basis Cournot und Walras in viel höherem Maße sind als Ricardo, senkt doch gerade vor diesem bei jeder Gelegenheit den Degen. Almonn, dem das nationale Motiv, das man bei Marshall vermuten könnte, doch fehlt, läßt die theoretische Ökonomie gar von ihm begründet sein. Für Schmoller, der bekanntlich die Grenznutzentheorie vortrug, war offenbar maßgebend, daß bei Ricardo Erfolg als Theoretiker und Bedeutung seiner Stellungnahme in wirtschaftspolitischen Fragen wie bei keinem anderen Sozialökonomem zusammenfällt, Marx allein vielleicht ausgenommen. Handelte es sich um nichts anderes als eine Wertung, so wäre das gleichgültig bzw. persönliche Angelegenheit. Aber gegen Ricardo sind Einwendungen richtig, die es nicht sind gegenüber der modernen „Theorie“, so daß jede Identifizierung der letzteren mit Ricardo eine ärgerliche Unklarheit in die Diskussion bringt.

und Theorie der wirtschaftlichen Institutionen im weitesten Sinne innerhalb der theoretischen Nationalökonomie. Aber Wert und Haltbarkeit der Scheidewand darf man nicht überschätzen<sup>1</sup>. Beispiel: Die Gestaltung des Eigentums an Produktionsmitteln — unendlich mannigfaltig, wenn man bedenkt, daß auch Privateigentum Grundverschiedenes bedeuten kann: Das „ich liege und besitze“ Fasners charakterisiert eine Form, die nichts gemein hat mit der Form des Privateigentums als Herrschaftsmittels (die wieder so verschiedene Typen einschließt wie eine frühmittelalterliche Grundherrschaft, eine Aktienmajorität und Verfügung über eine parlamentarische Gruppe), die ihrerseits etwas ganz anderes ist als die Form des Privateigentums als Basis von Betätigung als Unternehmer, welche wiederum zu unterscheiden ist von der Form von Privateigentum, die lediglich im Ertragsbezug zentriert — ist einerseits zwar offenbar nicht von der „Ricardianischen“ Gedankenreihe aus zu erklären, aber auch nicht ohne sie, weil mindestens eine wesentliche Quelle der Vermögensbildung, der Unternehmervergewinn, nur mit Hilfe einer brauchbaren Theorie aus dieser Gedankenreihe erfaßt werden kann: Die moderne Gestaltung des Privateigentums beruht zum Teil auf dieser Erscheinung, und diese Erscheinung entspringt im Preisbildungsprozeß. Der Wirtschaftssoziologe, der das überieht, greift zum mindesten in diesem Punkt fast notwendig daneben<sup>2</sup>. Andererseits ist die Gestaltung, die jede Zeit dieser Institution gibt, ein wesentlicher Faktor nicht nur der konkreten Resultate, die der Wirtschaftsprozeß für die einzelnen Klassen, Gruppen, Individuen zeitigt, sondern des Wirtschaftsprozesses selbst. Gibt es auch Auffassungsweisen, die sich so allgemein halten lassen, daß sie auf alle bisher bekannten Formen von Herrschaftsverhältnissen über Produktionsmittel passen — Sombarts erste Seiten geben Beispiele, die sich vermehren und so ausarbeiten ließen, daß sie erheblich mehr wären als terminologische Festsetzungen, und daß sie dann ipsi facto seine Behauptung von der „Wirtschaftssystemgebundenheit“ der „Ricardianischen Formeln“ auf das richtige Maß reduzieren würden —, so täuscht doch das kurze Kapitel über Eigentum, das das heutige Lehrbuch zu bringen pflegt, über die Tatsache hinweg, daß sich beim gedanklichen Verarbeiten der Probleme, auf die es uns ankommt, und deren Lösung auch jene Auffassungsweisen dienen, der Gedanken-

<sup>1</sup> Ich glaube, daß der im Text eingenommene Standpunkt dem Sombarts völlig entspricht.

<sup>2</sup> Für das Verständnis dieser Quelle von Privateigentum ist z. B. die Frage wesentlich, ob und inwieweit die Konkurrenzwirtschaft sie zwar immer wieder zu schaffen, aber auch immer auszuschalten tendiert — eine komplizierte, „rein theoretische“, für die Lösung der Aufgaben der Wirtschaftssoziologie unvermeidliche Frage. Solange solche Fragen so kontrovers sind, wie sie es sind, hat Ungebuld mit theoretischem Formelkram keinen Sinn.

gang nicht nur an seinem Ausgangspunkt, sondern fortlaufend an diesen Dingen orientiert. Und weil speziell bei den sozialen Institutionen gar kein Zweifel darüber sein kann, daß sich ihr Wesen historisch wandelt<sup>1</sup> und jede Theorie nur innerhalb des Lebensstils einer Epoche Sinn hat, so kommt von dieser Seite her das Moment „historischer Bedingtheit“ auch in die Sätze der reinen Wirtschaftstheorie, selbst soweit deren eigene allgemeinste Grundlagen nicht so bedingt sind. So bedeutete also diese „Datentheorie“ nicht einfach einen Zubau, der das alte Gebäude so läßt, wie es war. Indem Schmoller ihr zu ihrem Rechte half, hat er nicht nur neue, vielfach tatsächlich ganz so, wie er wollte, „interessantere“ Gebiete eröffnet, auch nicht bloß das Verständnis der individuellen Situationen gefördert, sondern tatsächlich aus dem Lehrgebäude etwas anderes gemacht.

Unter „Anwendungstheorie“ wird hier die Erklärung eines uns aus wissenschaftlichen oder praktischen Gründen erklärungsbedürftig erscheinenden individuellen Phänomens — wobei dieses Individuum in anderem Betracht natürlich ein Kollektivum sein kann und meist ist — auf Grund unseres Vorrates an Wissen und Auffassungsweisen verstanden. Der Inhalt jeder solchen Anwendungstheorie ist eine Ansicht über Verursachungen. Vom Standpunkt des Lehrgebäudes liegt die Bedeutung dieser Anwendungstheorien zunächst wiederum darin, daß die jeweils wichtigeren davon in das Lehrgebäude eingehen und dieses nach und nach zu einem Arsenal von Antworten auf konkrete Fragen gestalten können, so daß wir einmal alles, was uns überhaupt an der Welt der wirtschaftlichen Erscheinungen interessant erscheint, der grundsätzlichen Möglichkeit nach darin finden werden, die wirtschaftlichen Resultate der Villae Karls des Großen z. B. gerade so wie die Ursachen des Zinsfußes in Holland im 17. Jahrhundert oder die Bestimmungsgründe des Lohnniveaus im heutigen Neuseeland, alles derartige zusammen mit den weitestgreifenden Generalisationen und einem entsprechenden theoretischen Apparat. Jene grundsätzliche Möglichkeit

<sup>1</sup> Und zwar in höherem Maße als die Ideologien der Dinge, insbesondere auch ihre Rechtstheorien — die alle außerordentlich konstant sind —, vermuten lassen würden. Besonders, wenngleich nicht ausschließlich, die modernen Rechtstheorien (= Ideengrundlagen geltender Rechte; aber nicht die Ideen der unter einem solchen Recht lebenden Leute sind hier gemeint, sondern die der praktizierenden, eventuell kodifizierenden Juristen) sind namentlich dadurch irreführend, daß sie — was dem Mittelalter in vielen Punkten unverständlich gewesen wäre und einer Zukunft möglicherweise wieder unverständlich sein wird — es grundsätzlichen ablehnen, den Rechtsfuß und daher auch dessen „Offizialtheorie“ nach wirtschaftlichen und sozialen Schichten, gleichzeitig vorhandenen Lebensstilen, Mentalitäten, Welten zu differenzieren und so grundverschiedene Dinge über den gleichen Ramm scheren — die Ehe des Bauern z. B. und die des modernen Industriearbeiters, die ihrem soziologischen und wirtschaftlichen Inhalt nach, also „wesentlich“, verschieden sind.

hat die realistische Detailforschung des Schmollerprogramms geschaffen, wir sind auch auf diesem Wege in bestem Fortschreiten. Daß das dann etwas anderes ist als die Nationalökonomie von ehemals, bedarf keines Nachweises, obgleich es keine prinzipiell-methodische Neuerung involviert. Auch nicht, daß dieses Ziel praktisch Synthese des „Abstrakten“ und „Konkreten“ bedeutet, obgleich nicht im Sinne der Erkenntnistheorie. Endlich nicht, daß dieses Ziel ein Leuchtturm unseres Kurses sein muß. Aber wie „Theorie“ und „realistische Detailforschung“ bei jeder solchen Aufgabe zusammenwirken, und was von den beiden entgegengesetzten Standpunkten dabei — daß Theorie überflüssig sei einerseits, daß die Detailforschung lediglich das Material stelle, das zur Frage Anlaß gibt, andererseits — zu halten ist, mögen zwei Beispiele zeigen.

Die Handelsbilanz der österreichisch-ungarischen Monarchie war 1907 bis 1914 stark und zunehmend passiv. Das ist ein Fall ganz der Art, auf die Mitchell die Arbeit des Nationalökonom zu konzentrieren wünscht. Und in der Tat bietet er der realistischen Detailforschung Arbeitsstoff genug. Aber gleich ihr nächstliegender Angriffspunkt führt auf einen Holzweg. Denn am nächsten läge es, die einzelnen Posten der beiden Seiten der Handelsbilanz und die mit diesen in Verbindung zu bringenden heimischen und ausländischen Wirtschaftsverhältnisse zu untersuchen, um bei irgendwelchen Gründen erhöhten Imports und verringerten Exports zu landen, wie denn auch einer der zugleich mit der Passivität der Handelsbilanz auftretenden vulgärökonomischen Erklärungsversuche auf den erhöhten Nahrungsmittelbedarf und auf die exporthindernden Balkanwirren hingewiesen hat. Jeder solche Versuch ist grundsätzlich verfehlt, und der erste Dienst, den die ökonomische Theorie im engsten Sinne leistet und den „Realisten“ wie Mitchell zu ihrem Schaden zu übersehen pflegen, besteht darin, daß der theoretisch geschulte Nationalökonom dergleichen gar nicht versucht<sup>1</sup>, weil er — in unserem Fall — weiß, daß „nicht von vornherein feststeht, welche Mengen von jeder einzelnen Warengattung . . . aus dem Ausland gekauft und in das Ausland verkauft werden müssen“, und daß eben nicht „dieses Mosaik des Details das Gesamtbild der Handelsbilanz“ festlegt, sondern daß andere Faktoren durch die Gestaltung der

<sup>1</sup> Dieses Beispiel illustriert denn auch Veblens Äußerung (*American economic review* XV, 1, S. 51), daß die heutige Generation von Nationalökonom „confidently“ an ihre Detailforschung gehe ohne viel Hilfe von „general principles“, es seien denn die Prinzipien des „common sense“, der Mathematik und allgemeiner Information. Das tut sie, gewiß. Und die Folge davon ist eben Kraftvergeudung. Verwunderlich ist mir, daß er die Mathematik gelten läßt. Warum nicht auch diese durch „common sense“ ersetzen? Veblens „theory of the leisure class“ beweist ausreichend, daß er selbst erstens der Theorie nicht entraten kann, zweitens mehr davon brauchen könnte.

Handelskonvenienz hindurch bewirken, „daß die Export- und Importdaten der einzelnen Warengattungen sich schließlich zu denjenigen Summen . . . zusammenfügen müssen, welche die gebieterischen Daten der Zahlungsbilanz erfordern: Die Zahlungsbilanz befiehlt, die Handelsbilanz gehorcht“, wie v. Böhm-Bawerk in seiner schönen Studie über diesen Gegenstand ausgeführt hat, die im ersten Band seiner Gesammelten Schriften (Wien 1924) abgedruckt ist. Dort wird weiter dargelegt, daß jede mehr als einige Jahre dauernde Passivität nur entweder durch Kapitaleinkommen aus dem Ausland und unsichtbare Exporte oder durch fortschreitende Verschuldung an das Ausland erklärt werden kann. Welcher dieser Fälle vorliegt, und wenn ein Verschuldungsprozeß vorliegt, ob er seine Ursache im Kapitalbedarf eines in der Industrialisierung begriffenen Landes oder in konsumtiver Schuldenwirtschaft Privater oder des Staates hat — letzteres war der Fall Österreichs — vermag wieder nur die „realistische“ Detailforschung festzustellen, — vollends natürlich das Ausmaß des Prozesses und seiner Konsequenzen —, die solcherart nicht nur das individuelle Einzelresultat mitproduziert, was selbstverständlich ist, sondern auch die relative Bedeutung der von der allgemeinen Theorie im Konditionalis formulierten „Tendenzen“ präzisiert und möglicherweise auf neue führt.

In jenem Lehrgebäude der Zukunft wird auch die Bewegung der Reallöhne 1896—1914 ihren Platz haben und mit ihr die — zu verneinende — Frage, ob das Sinken dieser Reallöhne in England von der parallel gehenden Vermehrung der Goldproduktion verursacht worden ist oder nicht, welche Frage u. a. Pigou (Econ. Journal, Juni 1923) untersucht hat. Vom deskriptiven Standpunkt läßt sich die Frage auf den ersten Blick bejahen, vom theoretischen — ich brauche das theoretische Prima-vista-Argument vom „Zurückbleiben“ der Reallöhne bei Geldveränderungen wohl nicht anzuführen — auch. Die Deskription bestätigt die bejahende Antwort durch die Tatsache des Bestehens einer Korrelation zwischen steigenden Reallöhnen und sinkendem Preisniveau 1870—1895. Aber für die Jahre 1850—1870 ist das Gegenteil der Fall, und für die Zeit von den Napoleonischen Kriegen bis 1850 ist die Sache zweifelhaft. Tatsächlich ist natürlich weder das Bestehen einer positiven Korrelation ein vollgiltiger Beweis für noch das Bestehen einer negativen, bzw. das Fehlen einer Korrelation ein vollgiltiger Gegenbeweis gegen das Vorliegen eines Kausalzusammenhangs, denn der erstere Umstand kann Zufall sein und der letztere sich dadurch erklären, daß andere Faktoren einen gleichwohl bestehenden Kausalzusammenhang überschatten. Dennoch ist die „realistische“ Analyse noch lange nicht in einer Sackgasse, so wenig wie die „Theorie“ mit der angedeuteten Erklärung ihr letztes Wort gesprochen hat. Beide müssen sich das Problem näher ansehen. Für die Theorie entsteht die Frage, wie vermehrte Gold-

produktion das Sozialprodukt beeinflusst, dessen Bewegung der wesentliche Bestimmungsgrund der (absoluten) Höhe des Reallohnes ist. Oder ist das eine „realistische“ Untersuchung? Für die Deskription entsteht die Frage, welchen Weg das neue Gold nimmt, und auf welche Preise — den Nominallohn, die sachlichen Produktionsmittel oder die Konsumgüter — es zuerst wirkt. Oder ist das eine „theoretische“ Frage? Und welchen Charakter trägt die Erkenntnis, die uns veranlaßt, nach der Gestaltung des Verhältnisses zwischen dem Angebot an Arbeit und dem Angebot an Kapital in der betreffenden Periode zu fragen? Ich weiß es nicht. Wenn man nicht jedes Nachdenken über die Dinge als prinzipiell antideskriptive Theorie und jedes Betrachten der Tatsachen als prinzipiell antitheoretische Deskription stilisieren will, so muß man, meine ich, zugeben — was ich an diesem Beispiel zeigen wollte —, daß beide „Methoden“ oft ununterscheidbar zusammenfließen.

In allen diesen Fällen — bei den „Konkretisierungs-“, den „Daten-“ und den „Anwendungstheorien“ — liegt also keine bloße Präzisierung einer grundsätzlich autonomen Nomographie zum Zweck ihrer Annäherung an den Einzelfall vor, sondern eine Bereicherung und Veränderung des Systems und des Gedankengangs selbst. Aber ebensowenig eine Ersetzung des etwa unbrauchbaren oder überflüssigen gedanklichen Rüstzeugs durch die Ergebnisse der Detailforschung. Sondern offenbar unaufhörliche, zum Wesen der Sache gehörende, dieses Wesen — wie immer es dann erkenntnistheoretisch zu deuten sein mag — ausmachende Wechselwirkung zwischen beiden<sup>1</sup>. Schon deshalb also schafft das Schmollerprogramm ein neues Lehrgebäude in einem viel wichtigeren Sinne, als in der bloßen Zufuhr von Material an und für sich beschlossen ist. Aber die Gründe, aus denen das so ist, machen an dieser Grenze — mit welcher sowohl Schmoller als auch andere „Realisten“ übrigens vollauf zufrieden wären — nicht Halt.

Die Krisen- und Konjunkturtheorie z. B. hat es offenbar mit einer Erscheinung zu tun, die sowohl historisch ist in dem Sinne, daß sie nur in einem bestimmten „Wirtschaftsstil“, dem vollentwickelten Kapitalismus, vorkommt — und zwar dem Wesen nach, nicht etwa bloß, wie z. B. die Grundrente, einer bestimmten Form nach —, als auch historisch in dem Sinn, daß sie nur auf Grund „realistischer Detailforschung“ behandelt werden kann, weil weder Alltags Erfahrung noch irgendwelche innere Logik des Wirtschaftssystems, noch Grundtatsachen wirtschaftlichen Verhaltens an sich auch

<sup>1</sup> Zu den Mängeln dieser Formulierung gehört auch, daß sie keinen Platz läßt für das so wesentliche Moment des wissenschaftlichen „Einfalls“. Aber sie soll ja das spezifisch erkenntnistheoretische Problem des Wesens jener Wechselwirkung — in dessen Umkreis auch dieses Moment auftaucht — unberührt lassen.

nur auf die Existenz des Phänomens in seinem ganzen Umfang führen, viel weniger noch sein Verständnis unmittelbar darbieten würden<sup>1</sup>. Gleichwohl ist die Konjunkturlehre eine Theorie — sogar in dem weitestgehenden Sinne einer generellen Kausalerklärung —, die nicht gut unter eine der drei soeben unterschiedenen Kategorien subsumiert werden kann. Eine Theorie ferner, die nicht, wie etwa die Bevölkerungslehre, neben dem Kern des überkommenen Lehrsystems steht, sondern Fleisch von dessen Fleisch ist, ebenso wie die zu erklärende Erscheinung nicht, wie etwa die Kruste, ein besonders begründetes Axiomens der kapitalistischen Entwicklung, sondern ihrem Wesen inhärent, vielleicht sogar dafür konstitutiv ist. Ein wesentliches Moment der kapitalistischen Maschine also, das nur durch Detailforschung dem grundsätzlichen Verständnis erschlossen werden kann.

An diesem Tatbestand ändert der Umstand nichts, daß bloße Deskription der Konjunkturen nicht weit führt. Es ist wahr, daß alle die Versuche, die ohne „Theorie“ im Sinn von Lehrrätzen auskommen und nur aus „Tatsachen“ eine Theorie der Krisen im Sinne von „Erklärung“ bauen wollen — die Leistung Mitchells, die beste dieser Art, nicht ausgenommen — dieses Ziel nicht erreicht haben, während jene, die nach dieser, der wesentlichen Richtung tatsächlich Erfolg hatten — also vor allem die Leistung Spiethoffs — sich ganz so lesen wie streng „theoretische“ Arbeiten auch. In der Tat, wenn man nicht wüßte, daß Spiethoff seine Verfahrensart als in einem spezifischen Sinne „historisch“ empfindet, — aus seiner Krisentheorie würde man es nicht ersehen. Allein das kommt nicht etwa daher, daß es ein nomothetisches System von Wahrheiten gibt, das gewisse Erscheinungen, darunter die Krisen, aus sich heraus erklärt — Theorie in der dritten der von uns unterschiedenen Bedeutungen; das wäre der dem Anspruch der Detailforschung grundsätzlich entgegengesetzte Kernanspruch des wahren Theoretikers, — sondern einfach daher, daß der Konjunkturwechsel eine ausreichend komplizierte Sache ist, um besondere Auffassungsweisen — Theorie in unserer zweiten Bedeutung — nötig zu machen. Das aber ist nichts von prinzipiellem Interesse und involviert keinen Gegensatz zur Detailforschung als Weg zur ökonomischen Erkenntnis. Denn weil jedes historische Begreifen überhistorisch ist in dem Sinne, daß es nur mit Hilfe von gedanklichen Mitteln gelingt, die das Material des jeweiligen Untersuchungsobjekts zwar vervollkommen, aber nicht ausschließlich, von selbst und unmittelbar darbieten kann, und weil deshalb auch jede bloße

<sup>1</sup> Viele Krisentheoretiker stellen ihre Anschauungen so dar, wie wenn sie sie aus den „Fundamenten“ ableiten würden, z. B. Marx. Das ist nicht einfach darstellerische Unaufrichtigkeit — *lues Newtoniana* —, auch nicht bloß Streben nach Glätte des Mauerwerks eines Lehrsystems, sondern es wäre das Gelingen einer solchen Ableitung zweifellos ein bedeutungsvolles Resultat. Aber das ist im Text nicht gemeint.



Deskription Theorie in diesem Sinne verwendet — nur eben die Populärtheorie des „common sense“, — so liegt kein Übergang zu anderen Grundsätzen vor, wenn man von den Auffassungsweisen Gebrauch macht, die nichts anderes sind als für unsere Zwecke adaptierte Logik, Verfeinerungen unserer gedanklichen Mittel, entwickelter, geschärfter, ausgefeilter common sense — wie jede Methode der mathematischen Statistik auch. Diese Auffassungsweisen selbst sind freilich nicht historisch, die Arbeit daran ist nicht selbst Detailforschung. Und leider — denn das ist ein ganz überflüssiger Rückschritt — werden sie von einigen modernen Amerikanern abgelehnt. Aber Schmoller hat das nie getan.<sup>1</sup> Hat er doch sogar gegen-

<sup>1</sup> v. Schmoller hatte den moralischen Raum für die Detailforschung zu erkämpfen und keinerlei Interesse für das Herumfeilen am gedanklichen Werkzeug. Aus diesen beiden Gründen kann man zwar nicht von einem grundsätzlichen Gegensatz zwischen seiner und der im obigen Sinn theoretischen Arbeitsweise, wohl aber von einem Gegensatz zwischen ihm und den Theoretikern sprechen. Bei Spiethoff ist nicht nur jede Spur auch dieses Gegensatzes verschwunden, sondern er betreibt im gleichen Problemkreis und im Zuge des gleichen Gedankengangs Tatsachensammlung und theoretische Analyse völlig unterschiedslos. Insofern in seiner Hand diese Dinge praktisch zum ersten Male sich gegenseitig durchdringen und der tatsächliche Forschermentalitätsgegensatz zum ersten Male durch die Tat überwunden erscheint, eignet sich sein Verfahren am besten zur Exemplifizierung jener Wechselwirkung, die der Text herausarbeiten will: Die Tatsachensammlung ist bei ihm inspiriert von außerhistorischen Einfällen, Einsichten, Grundsätzen und Vermutungen. Aber diese werden von der Tatsachensammlung sodann geleitet und bereichert usw. Und sowie der unglückliche, auch noch philosophisch hypostasierte, Scheingegensatz zwischen „Theorie und Tatsachenforschung“ überwunden ist, stellt sich nicht nur die fundamentale Einheit sozialwissenschaftlicher Arbeit heraus — was wissenschaftsparteipolitisch heißt, daß Spiethoff ebensogut als „Realist“ wie als „Theoretiker“ reklamiert werden kann —, sondern auch die fundamentale Einheit unserer Praxis (unbeschadet beliebiger, sich für die erkenntnistheoretische Deutung etwa ergebender Wesensunterschiede) mit der der Naturwissenschaften. Das sieht man an jedem Detail der Spiethoffschen Gedankengänge. Beispiel: Als sich 1877 die Kunde vom Erfolg der Kondensationsversuche von Cailletet und Pictet verbreitete, so zweifelte man zunächst an der Tatsache. Denn obgleich die wissenschaftliche Welt völlig davon überzeugt war, daß die Kondensation der fünf der damals bekannten, bei gewöhnlicher Temperatur und gewöhnlichem Druck gasförmigen Stoffe, bei denen sie noch nicht gelungen war, möglich sein „müsse“ (so „spekulativ“ ist nämlich jeder Experimentator), so hatten so viele Fachgenossen, die sich mit diesem Problem befaßten, ohne Erfolg viel höheren Druck angewendet und viel niedrigere Temperatur als Cailletet und Pictet, daß man nicht verstand, wie diesen die Kondensation geglückt sein konnte. Des Rätsels Lösung lag einfach darin, daß diese beiden Forscher hohen Druck und niedrige Temperatur gleichzeitig angewendet hatten. Also die größte Selbstverständlichkeit von der Welt — für uns, die wir schon auf der Mittelschule mit dem Begriff der „kritischen Temperatur“ vertraut gemacht wurden. Aber ehe man darauf gekommen war — und zwar offenbar durch theoretische Überlegungen —, war das so wenig selbstverständlich, wie eben die Erzählung zeigt, welche ich A. Höfler verdanke. Ähnlich ist scheinbar die Spiethoffsche Feststellung, daß der Eisenverbrauch ein sehr guter Konjunktur-

über den Materialsammlungen der Kameralisten das Auftreten der Physiokraten als „erlösend“ empfunden (in: Wilhelm Roscher, 1888, *Literaturgeschichte* S. 148.)

Noch näher der Schlagader der Theorie (dritter Bedeutung) liegt die Verteilungstheorie, deren historischer Charakter in allen von uns unterschiedenen Bedeutungen bis auf die letzte zwar zweifellos und, schon von Mill erkannt, allseits zugegeben ist, aber bezüglich der letzten — d. h. also Notwendigkeit „realistischer Detailforschung“ zur Erkenntnis des Wesens der Verteilungsvorgänge — nahezu ebenso allgemein verneint wird. Als Beispiel diene der Kapitalzins. Die Auffassungsweise, welche die Theorie (zweiter Bedeutung) zur Lösung der Probleme des Verteilungsvorgangs beisteuert, ist charakterisiert durch die Worte: Preis-, eventuell Wertbildung der Produktionsmittel. Alle Theoretiker ohne Ausnahme, auch jene, die das in Abrede stellen, gehen davon aus, daß die überhaupt wirtschaftlich zu erklärenden Einkommen Preise von Produktionsmittelmengen darstellen. Und natürlich ist diese Auffassungsweise — ich habe das beim vorhergehenden Beispiel betont und will es hier nicht wiederholen — bei allen Fragen dieses Problemkreises, die einfachsten allein ausgenommen, auf Schritt und Tritt ganz unentbehrlich bis in ihre feinsten Komplikationen hinein. Aber in der Frage, die uns jetzt interessiert, der Frage nach dem Grund des Kapitalzinses, reicht sie nicht aus. Denn gerade ihre beste Leistung, die wir Böhm-Bawerk verdanken, besteht in dem Nachweis, daß die Wert- und Preislogik seine Existenz eigentlich ausschließt<sup>1</sup>, weshalb jeder „Zinstheoretiker“ empirisch nach besonderen Umständen suchen muß, die ihn — gewiß: nur mit Hilfe jener Auffassungsweise — erklären könnten. Es gibt keine von der Theorie dritter Bedeutung aus sich, d. h. ohne die Hilfe ad hoc herangezogener Tatsachen, bereitgestellte Zinserklärung: Nur daß, weil ja der Zins wirklich eine Sache der Alltagserfahrung ist, die Möglichkeit besteht, diese Tatsachen aus ihr und ohne besondere darauf gerichtete Detailforschung zu finden. Aber erstens wäre das grundsätzlich genau so gleichgültig, wie daß man, bei

index ist, eine sehr einfache Angelegenheit statistischen Experimentierens. Aber man kommt eben nur dann darauf, gerade in dieser Richtung zu suchen, und läßt sich von der Unverläßlichkeit des Eisenproduktions- und Eisenpreisindex nur dann nicht abschrecken, wenn man eine darauf hindeutende Theorie schon hat.

Diese logische bzw. heuristische Analogie ist deshalb von erheblichem Interesse, weil sie nichts zu tun hat mit „naturalistischen“ Postulaten oder Grundanschauungen, sondern eine — von niemand gewollte — Tatsache der Arbeitspraxis ist.

<sup>1</sup> Dieses Resultat ist noch viel zu wenig gewürdigt. Soweit man allerdings vor ihm nach der Seite der Abstinenztheorie hin ausbiegt — was voraussetzt, daß man den Böhm-Bawerkschen Widerlegungsversuch derselben nicht für gelungen hält —, ist man mindestens logisch in Sicherheit. Andernfalls kollidiert man mit der Logik.

ausreichend einfacher Sachlage, auch oft ohne besonderes theoretisches (zweite Bedeutung) Rüstzeug auskommt. Und zweitens ist das möglich, aber nicht sicher, so daß die Konsequenz kaum abzulehnen ist, daß die „Wechselwirkung“ von Theorie und Tatsachenforschung bis ins Innerste der Theorie dritter Bedeutung reicht — und damit auch Schmollers Verfahrensart, so wie ich sie auffasse<sup>1</sup>.

Die Wert- und Preislehre qua Auffassungsweise und „Problemlösungsmaschine“ ist überhistorisch und hätte von Max Weber wie von Sombart in ihre einleitenden Darlegungen eingeschlossen werden können, soweit sie aus Entwicklungen der drei Sätze besteht: die Güter werden nicht gewertet, weil sie Wert haben, sondern sie haben Wert, weil sie gewertet werden. Der Tauschwert ist ein Derivat des Gebrauchswertes. Die Kosten sind eine Teilerscheinung des Gebrauchswertes. Diese Sätze gelten offenbar überall, wo von Bedürfnis, Gut, Wirtschaften die Rede sein kann. Ganz ebenso allgemein ist das Tauschschemata anwendbar, das ein wesentliches Vehikel jener Entwicklungen ist. Daß diese letztere Behauptung paradox klingt, kommt nur von dem Mißverständnis her, welches Tauschen und Handeltreiben identifiziert, statt im Tauschschemata der Theorie das zu sehen, was es ist, nämlich eine den Zwecken der Theorie angepaßte Formulierung alles wirtschaftlichen Handelns. Allein mit dem, was man ökonomische Psychologie nennt, d. h. mit den Behauptungen über Motivation und Verhalten, steht es anders. Der auch von Schmoller erhobenen Forderung nach exakter Tatsachenforschung auf diesem Gebiet kann die grundsätzliche Berechtigung nicht abgesprochen werden. Der ökonomische Theoretiker verteidigt seine Position in der Regel durch die Behauptung, daß er ja nur die uns erfahrungsgemäß satksam bekannten Tatsachen des geschäftlichen Alltags verwende, oder durch den Versuch, ohne Annahmen über Motivationen auszukommen. Jene Behauptung ist offenbar an und für sich kein Auskunftsmittel, da sie erstens des Nachweises bedürfte<sup>2</sup>,

<sup>1</sup> Gleichwohl ist der Kapitalzins nicht einfach eine „historisch-rechtliche“ Kategorie, sondern zwar eine historische, aber zugleich auch rein ökonomische. Auch dieser Gegensatz gehört zu jenen Konstruktionsversuchen, die Klarheit bringen sollen und nur den Sachverhalt entstellen. Ich weiß, daß „rein ökonomisch“ definitionsmäßig „Ubiquität“ einschließt. Aber dann stimmt die Disjunktion auch nicht, denn historisch-rechtlich kann in vollem Sinn eine Erscheinung nicht sein, mit der die Rechtsordnung als solche nichts zu tun hat.

<sup>2</sup> Denn offenbar ist es weder einleuchtend, daß das, was die Theorie der „allgemeinen wirtschaftlichen Erfahrung“ entnimmt, schlechthin allgemein vorkomme, noch, daß alles das, was vielleicht überall vorkommt, der „allgemeinen wirtschaftlichen Erfahrung“ bekannt sei, so daß seine Feststellung grundsätzlich keiner Detailforschung bedürfte. Selbst die „Grundtatsachen“ der Wirtschaft brauchen nicht zu allen Zeiten und an allen Orten dasselbe zu bedeuten. Insofern fällt die Schranke, die zwischen „theoretischer“ und „realistischer“ Ökonomie unter diesem Gesichtspunkt

und da zweitens alle Vermutung und jeder Anschein dagegen sprechen, daß der Wirtschaftsmensch von heute, der auch gar kein einheitlicher Typus ist, ebenso fühle und sich ebenso verhalte wie der Mensch anderer Zeiten und Kulturen. Und der Versuch, ohne Psychologie auszukommen, ist zwar interessant und wertvoll, soweit er gelingt, aber ein Auskunftsmittel ist er auch nicht, weil wir bei einer Reihe wesentlicher Dinge ohne ausgesprochene oder unausgesprochene Annahmen über psychisches Verhalten nicht weiterkommen. Allerdings ist damit noch nicht gesagt, ob die realistische Untersuchung des tatsächlichen Verhaltens der einzelnen Wirtschaftssubjekte — die Richtung, die darauf vor allem Wert legt, nennt man in Amerika „behaviorism“; Resultate hat sie bisher nur von der Art die Grundlagen nicht berührender Konkretisierungen — wirklich korrektiv oder aufbauend neue, für die Zwecke der Wirtschaftslehre relevante Dinge zutage fördert, und ob diese Dinge historisch verschieden sind, z. B. ob die verschiedenen Wirtschaftsgesinnungen grundsätzlich so weit voneinander abweichen und ihre Abweichungen das tatsächliche wirtschaftliche Geschehen so abändern, wie oft behauptet wird. Taten und Resultate, nicht Programmpunkte und Kritiken können hier weiterhelfen. Immerhin glaube ich Beispiele anführen zu können. Ich meine, daß es wesentlich ist, zwischen dem Verhalten des normalen Wirtschafters und des wirtschaftlichen Führers zu unterscheiden, wesentlich nicht bloß in dem Sinne, daß diese Unterscheidung an sich und psychologisch interessant wäre, sondern in dem allein erheblichen Sinne, daß von dieser Unterscheidung die befriedigende Lösung rein ökonomischer Probleme der Reihe Wert — Preis — Geld abhängt: Aus psychologischen Besonderheiten, die den Führertypus charakterisieren, die in einer Beschreibung der Psychologie der Masse der Wirtschaftssubjekte notwendig fehlen, und die dem wirtschaftlichen Handeln einen anderen Sinn geben als den des Strebens nach konsumtiver Bedürfnisbefriedigung — die sinnlos und sinnwidrig erscheinen sowohl vom Standpunkt des Hedonismus als auch vom Standpunkt der Psyche des „normalen Geschäftsmanns“ —, fließen ökonomische Erscheinungen, aus denen allein, wie ich glaube, u. a. Unternehmergewinn und Krisen erklärt werden können. Zeigt dieses Beispiel, daß gründlichere realistische Analyse der psychischen Einstellung der Wirtschaftssubjekte zum Wirtschaften, auch der reinsten Theorie im Sinne von Menger und Walras Neues zu bieten hat, das sie ohne solche nicht erfassen kann, so glaube ich auch Beispiele dafür anführen zu können, daß manche Grundtypen

punkt mitunter gezogen wird. Übrigens kann nur von ganz wenigen Sätzen gesagt werden, daß der Theoretiker zu ihnen bloß von der allgemeinen wirtschaftlichen Erfahrung her gelangt sei. Besser, aber ebensowenig befriedigend ist es mit Marshall vom „ordinary business man“ zu sprechen, wie Mitchell zutreffend hervorgehoben hat.

des wirtschaftlichen Verhaltens kulturgebunden, nur bestimmten historischen Kulturstilen eigen sind. Nicht alle. Für die Grundprobleme der Theorie, von der wir hier sprechen, ist im Wesen Arbeiter gleich Arbeiter, sei er Sklave oder moderner Syndikalist, Neger oder Schwede<sup>1</sup>. Aber keine noch so vollkommene Analyse kann den Unternehmer des Kapitalismus im Wirtschaftsleben der Germania des Tacitus entdecken. Er ist da nicht etwa nur verborgen in ablenkender Kulturhülle, wie der Tauschakt beim stummen Handel mancher Kulturen oder das Erwerbsinteresse in der Vorstellung von der „bürgerlichen Nahrung“ anderer Kulturen, sondern er existiert da nicht. Und wie er in der Feudalkultur — und in den Zeiten der Feudalkultur, soweit diese durchgegriffen hat — nicht existiert, so existiert ein anderer Typus in unserer Zeit nur mehr schwacher Kultur Erinnerung und dem Worte nach: der Herr. Das Verhältnis zwischen Herr und Diener und seine kulturelle und wirtschaftliche Relevanz läßt sich am Material der Gegenwart, sei das nun Material der „Alltags erfahrung“ oder besonderer Detailforschung bedürfendes Material, nicht untersuchen, es fehlt ihr.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, was Schmollers Tat und Botschaft — um diese sowohl in dem, was er wollte, als auch in dem, was er gegenüber Historikern, Philosophen und Soziologen nicht wollte — für das Heute und Morgen der Sozialökonomie bedeutet; insbesondere auch, so meine ich, die Antwort auf die Frage, ob seine Leistung und Absicht irgendwo hinter dem zurückbleibt, was er dafür in Anspruch nahm, und ob etwas davon von unserem Standpunkt als grundsätzlich verfehlt, als wert- oder ausichtslos oder als „überwunden“ zu betrachten ist. Aber der Ausblick, mit dem der zweite Abschnitt schloß, fordert noch eine Bemerkung. Definieren wir zu diesem Zweck sein Programm in nunmehr völlig eindeutigen Sinne so: Mit einer Minimalbelastung an Apriori an das Material herantreten, damit Zusammenhänge zu erfassen suchen, dabei das Apriori für die Zukunft vermehren und neue Auffassungsweisen erarbeiten, die weiterem Material gegenüber als (provisorisch) vorhandenes Rüstzeug dienen und so weiter in steter Wechselwirkung zwischen Material

<sup>1</sup> Auch das ist oft bestritten worden. Aber darin liegt in der Tat ein Beispiel für eine Klasse von Einwendungen, der gegenüber der Theoretiker recht hat: Die heute vorhandene Tendenz, nach Wesensverschiedenheiten zwischen Momenten verschiedener Kulturen zu suchen, drängt die für unsere Disziplin entscheidende Frage nach der wirtschaftlichen Funktion eines Aktes und eines Typus, welche ganz unabhängig ist von deren Kultursinn und dem, was die betrachteten Leute denken, sagen, wollen, ungebührlich zurück. Auf diese Weise verlieren wir noch jenes Maß von allgemeiner Einsicht, das Wert und Sinn hat.

und gedanklicher Verarbeitung. Daß dieses Programm einmal als Spezifikum einer besonderen Schule betrachtet werden konnte, kennzeichnet die Aufgabe, die er vorfand, daß es das heute nicht mehr ist, seinen Erfolg. Halten wir den tragenden Gesichtspunkt dieser Formel fest, dehnen wir den Begriff der Geschichte für den Augenblick auf alles soziale Material (Ethnologie, Statistik usw.) aus, sehen wir, gleichfalls für den Augenblick, von dem Requisite der Idealtypik ab — dessen Wert ja nur in der erkenntnistheoretischen Deutung einer Seite gerade auch der Schmollerschen Verfahrensart liegt —, so heißt daselbe Programm: Begreifen der Geschichte aus der Geschichte. Und sein Zielpunkt ist — weil das offenbar nicht bloß für die Welt des Wirtschaftens gilt — eine einheitliche Soziologie oder Sozialwissenschaft als gedanklich („theoretisch“) verarbeitete Universalgeschichte (vgl. Lederer: Zum Methodenstreit in der Soziologie). Das ist der Sinn des Schmollerschen — im Gegensatz besonders zum philosophischen und juristischen — Historismus, wenn ein „ismus“ denn sein soll, und der Gesichtspunkt, aus dem die Detailforschung ihren — für Schmoller und überhaupt die Wissenschaft — „lehten“ Sinn empfängt. A. Smith, dem Schmoller überall dort, wo er in ihm lediglich den Forscher sah, so viel — in mancher Beziehung verwandtschaftliche — Sympathie entgegenbrachte, Ferguson, Montesquieu, Wegelin und andere aus dem 18. Jahrhundert tauchen da auf. Aber was bei ihnen — und noch vielen Späteren — Traum war oder Vorahnung oder Jeu d'esprit oder Dilettantismus oder Pseudophilosophie, das ist nun von Schmoller oder indirekt durch ihn in den Bereich ferner, aber realer Möglichkeit gerückt. Nicht nur die Vision des Zieles (und das Bewußtsein, daß er selbst dieses Land, nach dem er führte, nie würde betreten können) war ihm eigen, sondern auch eine ganz klare Erkenntnis eines bestimmten Weges, — eine eindeutige Vorstellung davon, wie man es machen müsse, um sich dem Ziel zu nähern, ohne in den Sümpfen der Spekulation und des Unernstes zu versinken, daselbe zu wollen wie Ibn Chaldun und Vico, aber so, daß es auch möglich und dabei mehr erreicht wird, als daß die besten Arbeiter auf allen in Betracht kommenden Gebieten nervös werden — des Weges der Teilerklärung der Teilercheinung, des einzelnen Zusammenhangs, der einzelnen Situation und ihrer Veränderung, der einzelnen Institutionen und der einzelnen Typen, der einzelnen Organisationsformen, wobei keiner dieser verschiedene Problemreihen auslösenden Gegenstände vor anderen bevorzugt wird — und „Wesensgleichheiten“ entweder nur in der anspruchslosesten Form und ohne alle Betonung konstatiert oder überhaupt bloß dem Leser suggeriert werden —, so daß, was Resultat ist, statt, wie bei uns üblich, möglichst scharf und herausfordernd aufzutreten, vielmehr nebenbei, oft wie eine Triviali-

tät, häufig in Gestalt einer Modifikation der Ansichten anderer hingestellt, niemand auffällt, der nicht sucht. Nur unmerklich steigt von da der Weg zu den größeren Ausblicken und nicht so sehr zu den Ausblicken an sich, als zu den Punkten, an denen derjenige zu einem Ausblick gelangen kann, der selbst ein Fernglas besitzt, und die sofort wieder verlassen werden: Überall reservierte Sachlichkeit, Vermeiden jedes ausdrücklichen Hinweises auf die tatsächlich zahllosen, aber mehr implizierten als formulierten Anregungen, stete Sorge, das werdende zu bewahren einerseits vor den Rissen ungeduldiger Ausdruckslust, andererseits vor den in der Lage von damals letalen<sup>1</sup> Angriffen jener Art von Detailforschung, die

<sup>1</sup> Das war besonders wichtig vom Standpunkte seiner Führerstellung aus, deren weise Verwaltung manches an seiner Art, sich auszudrücken, bedingte, und deren Pflichten zusammen mit den Verumständlungen seiner Werbezeit und der Lage der Wissenschaft, die er vorand, immer im Auge behalten werden müssen. Wenn ich diese Lage richtig beurteile, so hat sein Verhalten in der im Text berührten Beziehung tatsächlich eine für die wissenschaftliche Entwicklung gefährlichere Klasse von Angriffen abgewehrt, als jene war, die er dafür eintauschte, nämlich die Klasse von Angriffen gegen seine unscharfe Begriffsbildung und seine mangelhafte geistige Durchdringung seines Stoffes. Das ist nun zu einem Schlagwort geworden und zu einem guten Beispiel für die melancholische Tatsache, daß das wissenschaftliche Leben jenem Gesetz der Massenpsychologie unterworfen ist, das Graham Wallas' genialer Humor (human nature in politics) in die folgende Form kleidet: Wenn das Gerücht auftritt, Simpson sei ein Trunkenbold, so folgt daraus noch nicht, daß genannter Simpson tatsächlich trinkt. Denn vielleicht hat er einen Vetter gleichen Namens, der eine Kur für Alkoholiker erfunden hat — was für die Massenpsyche völlig ausreicht, um eine Assoziation zwischen „Simpson“ und „Trunkenheit“ herzustellen. Es ist schwer, eine solche Assoziation zu untersuchen. Mit Unschärfe der Begriffe meint man zunächst, daß sich jemand des Inhalts und Umfangs seiner Begriffe nicht klar bewußt ist; sie wechselt, ohne sich dessen gewahr zu sein, und von einem Inhalt aus sagt, was nur von einem anderen richtig ist. Das stößt so vielen Nationalökonomien zu — der klassische Sünder ist Ricardo —, daß geradezu die Vermutung gerechtfertigt ist, daß das auch bei Schmoller vorkommt, wenngleich ich kein zweifelsfreies Beispiel weiß. Kein Verbrechen bei einem Pionier. Ubrigens ist ein Wechsel der Begriffsinhalte gar nicht immer vermeidbar (vgl. Marshall, Money, S. 12). Ist hingegen gemeint, daß Schmoller seine Begriffe nicht juristisch faßt, und daß sie für juristische Zwecke nicht brauchbar sind, so ist das ganz richtig — und ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Schmollers gegenüber der unerträglichen Laienhaftigkeit, mit der soziologische und juristische Betrachtungsweise bei uns noch immer durcheinandergeworfen werden. Was die mangelhafte geistige Durchdringung des Stoffes betrifft, so erhebt sich zunächst in jedem einzelnen Fall die Frage, wer den Stoff mangelhaft durchdringt, der Autor oder der Leser: Wer die einzelnen Objekte in Schmollers Landschaft betrachtet, statt die Linien, um deren willen die Objekte hingestellt sind, findet natürlich ein Chaos. Die im Text charakterisierte Art Schmollers erklärt den Anschein von Verschwommenheit (und ein anderer Umstand wird noch sub voce „Querschnitt“ erwähnt werden), den seine Darstellung beim Leser hervorrufen kann. Aber diese Art hat sich bewährt. Sie hat als Basis gebietet für schärfere — allerdings meines Erachtens nicht immer glücklichere — Formulierungen seither, hat die Fort-

wirklich nichts kennt wie Einzelfall und Urkunde. Nur so kann die theoretische oder „theoretisierte“ Universalgeschichte wachsen und weder durch Ausposaunen der Idee — worin gar kein Verdienst mehr liegen kann —, noch durch Postulieren irgendwelcher Einheit des historischen Geschehens eines Kulturkreises — was ganz unwissenschaftlich wäre —, noch endlich durch direktes Suchen nach große Komplexe durchleuchtenden Momenten. Und diesen von seinem Standpunkt einzig möglichen Weg hat er nach Kräften erkenntnistheoretisch zu sichern gesucht. Er hat sich Rechenschaft gegeben über das, was gegen seine Gangbarkeit eingewendet werden kann. Unter diesem Gesichtspunkt hat er sich unermüdet mit Philosophen, Erkenntnistheoretikern, „erkenntnistheoretisierenden“ Fachgenossen auseinandergesetzt. Dabei kämpft er ersichtlich nach zwei Fronten: gegen jene, die ihm die Sache — sagen wir, so schlecht der Ausdruck ist, um ein in diesem Zusammenhang ausnahmsweise eindeutiges Wort zu gebrauchen —: naturalistisch zu verderben, und gegen jene, die ihm den Weg durch philosophische Bedenken zu verlegen schienen. Und immer um dasselbe: um das Recht der adäquaten Verursachung auf sozialem Gebiet, die natürlich das Telos einschließt, soweit es causa ist, und „überhaupt alles, Psychisches und Nichtpsychisches, was irgendwie als wirkend“ nachgewiesen werden kann. Sind seine Formulierungen überholt — in einigen Beziehungen müßte man übrigens „weiterentwickelt“ sagen —, so ist es doch nicht sein Standpunkt, der noch heute leistet, was er soll.

Auch das Größte hat er gesehen, etwas, das nicht schon an sich in der Idee der „begriffenen Universalgeschichte“ liegt, und das er als Aufgabe bewahrt, gefördert und hinterlassen hat: das Phänomen der sozialen Entwicklung. Er sah es, aber zugleich auch die Gründe, die alle Versuche, in dieser Richtung vorzudringen, nicht nur infolge von Spezialfehlern, sondern grundsätzlich verfehlt erscheinen ließen<sup>1</sup>. Die erste Aufgabe war,

entwicklung in der Richtung der Präzisierung ermöglicht, die Schulter dargeboten, auf der die realistische Forschung heute steht. Gerade Reserve des Pioniers ermöglicht schnelles Vorstürmen der Nachfolger, worauf dann immer eine krisenähnliche Periode der Reserve folgt. Indirekt verdanken wir ihm trotz allem gerade auch unsere bessere Durchdringung des Stoffes, und wenn wir uns freier bewegen, so geschieht das eben auf seinem Neubruch. Die viele Türen offen lassende, vor allem ein Gefühl für die Dinge lehrende Art war die damals einzig mögliche. Sie machte die Leistung, so wie sie gelang, so fruchtbar, und wenn heute weder so gearbeitet werden kann noch muß, wie er arbeitete, und die gleiche Art, zu arbeiten, heute und nach Schmoller Gegenstand berechtigten Vorwurfs wäre, so ist ihm gegenüber Verschwommenheit nur ein übelwollendes — übrigens wissenschaftsgeschichtlich irreführendes — Wort für etwas, was ein Verdienst war: für Abgewogenheit, Nuancegefühl, Kontinuitätsprinzip. Und davon können wir auch noch lernen.

<sup>1</sup> Hier einige dieser Gründe: 1. Der metaphysische Charakter mancher Entwicklungstheorien, der Hegels z. B. Dieser Grund ist für die Wissenschaft durch-



die Wissenschaft zunächst von diesen Dingen und noch mehr von der Atmosphäre dieser Dinge zu befreien. Das tat er. Und es muß betont werden, daß er diese Aufgabe löste, wengleich seine Argumente seither wesentlich verbessert worden sind. Aber er tat es mit einer ganz charakteristischen Tendenz — in welchem Punkte er M. Weber ebenso überlegen ist, wie ihn dieser an erkenntnistheoretischem Glanz übertrifft —, die sofort in die Augen springt, wenn man z. B. seine Roscherabhandlung oder die Darstellung des letzten Buches des Grundrisses näher betrachtet. Er kritisiert nämlich auch hier nicht, um einen Weg als Holzweg darzutun, sondern um einen Weg freizumachen, mit offener Sympathie, mit dem Bestreben, das in der Badewanne zweifellos vorhandene Kind nicht auszugießen, mit in der Regel untertonartigem Hinweis auf ferne große Linien einer bestimmten Art von Entwicklungstheorie, einer Kausaltheorie der sozialen Entwicklung, die basiert auf dem, aber etwas anderes ist als das Mosaik der Teilerklärungen, aus denen die soziologische Universalgeschichte oder universalgeschichtliche Soziologie in erster Instanz besteht. Er hat das oft unglücklich ausgedrückt, z. B., wenn er diesen Gesichtspunkt mindestens in lokale Nachbarschaft brachte zu der These, daß mit dem Fortschreiten ihrer Erkenntnis jede Wissenschaft immer „deduktiver“ zu werden tendiere. Aber daß das Wesentliche richtig gesehen ist, erkennt man am besten, wenn man sich des Hilfsmittels der

schlagend, es sei denn, daß es sich um einen Gedankengang anderen Charakters handelt, der nur in metaphysische Phrasologie gekleidet ist. 2. Diesem Typus nahe verwandt sind zwei andere, von denen der eine die Existenz einer in irgendeinem Sinne eine Einheit bildenden Entwicklung als vernunftnotwendig postuliert — und zwar wieder entweder der Entwicklung eines Volkes oder gar der „Menschheit“ —, während der andere unerfahrbare oder doch tatsächlich nicht erfahrungsmäßig verifizierte „Triebekräfte“ (nicht als wirksam nachzuweisende, sondern konstruierte „Ideen“ z. B.) oder Analogien (Roschers Lehre vom Altern der Völker z. B.) verwendet. Das sind gewiß Ablehnungsgründe. 3. Teleologie im Sinne postulierter Entwicklungsziele, soweit es sich nicht bloß um teleologische Formulierung anderer Dinge handelt. 4. Wertbezogenheit der Betrachtung, also namentlich Beurteilung und Aufreibung unterscheidbarer Zustände von einem bestimmten Wertstandpunkt aus. Theorien, die Entwicklung mit „Fortschritt“ — auch in nichtmetaphysischem Sinne — zusammenfallen lassen, gehören hierher. 5. Vorliegender Verstoß gegen das Prinzip der Inkommensurabilität der Kultursinne. 6. Offenbar voreilige Generalisation oder dilettantisches Herausgreifen ungeeigneter Momente oder analytische Fehler. Während alle diese Ablehnungsgründe grundsätzlich anzuerkennen sind und höchstens ihr Vorliegen im einzelnen Fall zweifelhaft sein kann, ist ein Vorurteil: 7. der Grund, daß es Entwicklung oder doch deren kausales Begreifen nicht geben könne, entweder aus metaphysischen Gründen oder wegen des Hiatus irrationalis oder wegen der Kompliziertheit der sozialen Erscheinungen oder wegen deren Heteronomie. Stufenfolgen — auch die Schmollersche — sind natürlich keine Entwicklungstheorien, sondern nur historische oder konstruktive Breviloquenzen.

„Querschnitte“, „Wirtschaftssysteme“, „Wirtschaftsgeiste“, „Kulturstile“ bedient<sup>1</sup>. Unbeschadet nämlich der Inkommensurabilität, Autonomie, übererfahrbaren „Ganzheit“ usw. dieser „Wesen“, sind sie doch auch Komplexe unterscheidbarer Elemente, und zwar labile, insofern, als sie sich aus sich selbst — d. h. auch ohne gewaltsame Einwirkungen von außen — verändern. Offenbar ist es nun möglich, zu erforschen, wie solche Veränderungen vor sich gehen. Eine Teilantwort auf eine Teilfrage dieser Art ist z. B.: Niederkonkurrieren der älteren Betriebe und Betriebsformen und Eliminierung der damit verknüpften Existenzen, Mentalitäten, Lebensstile, Glaubensformen. Und sodann die Umstände anzugeben, welche der Grund oder Anlaß solcher Veränderungen sind, z. B. Zunahme der Bevölkerung, worauf Schmoller mitunter hinwies<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Was Schmoller nicht tat. Und vielleicht mit Recht. Denn ganz abgesehen davon, daß dieses Hilfsmittel recht bedenkliche Verwandte hat und noch Bedenklicheres sich daran anklammern kann — eine solche Konstruktion hat immer die Neigung des Befens im Zauberlehrling: Eigenleben zu gewinnen. Beim Wirtschaftsgeist ist das schon geschehen, und wenn man ihn nicht im Sinne der ökonomischen Geschichtsauffassung, also nicht ganz befriedigend, interpretiert, so ist der schönste Unterschlupf für metaphysische Exzesse wieder da —, hebt es zwar manche Dinge scharf hervor (vgl. den nächsten Absatz des Textes), erleichtert es einen besonderen Typus von Spezialtheorien, aber nur um den Preis, daß andere, ebenfalls wesentliche Dinge verwischt werden. Es ist z. B. wesentlich für das Verständnis der Sozialgeschichte, daß es keine ideell einheitliche Kultur realiter gibt, auch keine (auch nicht etwa in Amerika, das psychisch die Abdrücke der europäischen Erbschaft, wenngleich nicht diese selbst, aufweist) einem einheitlichen Wirtschafts- oder Sozialsystem entsprechende Struktur. Es ist nicht etwa grundsätzlich uninteressanter Nebenumstand, gleichgiltige Anomalie, sondern für die Erklärung des Ganges der Dinge wesentlich, z. B.:

daß Gladstone grundsätzlich Gegner Cobdens, des Manchesterturns, der „philosophischen Radikalen“ war, als er unter Peel die Kornzollschlacht schlagen half, und der „Geist“ Englands Manchesterturn und Utilitarismus ablehnte bis in die siebziger Jahre;

daß für die Welt des Rokoko die konventionelle Orthodorie der aristokratischen Gesellschaft ganz ebenso charakteristisch war wie die (nicht einheitlichen) Ideensysteme der Intellektuellen, welche, einer in der Renaissance entstandenen Mode entsprechend, von der Aristokratie ebenso konventionell und oberflächlich rezipiert wurden, ohne daß diese, auf die es doch vor allem ankam, sei es die Orthodorie, sei es die Literatenbreviere, ernst nahm, d. h. mit starker Glaubenskraft erfaßte, so daß weder der Querschnitt oder „Geist“ eine Einheit war, noch auch seine Elemente ihre Erklärung oder ihren „Sinn“ in der Epoche selbst finden;

daß kein Feudalsystem ohne außerfeudale Elemente wirtschaftlich und kein kapitalistisches System ohne die Schwerkraft vorkapitalistischer Ideen, Schichten, Mächte politisch überhaupt existieren kann, daher es nie eine rein feudale oder rein kapitalistische Politik oder Lebens- oder Wirtschaftsform gibt.

<sup>2</sup> Persönlich möchte ich für dieses Moment, dessen Tragfähigkeit mir eine sehr begrenzte — im wesentlichen von der Natur einer Zwischenursache — zu sein scheint, keine Lanze brechen.

Wenn aber das möglich ist, so ist auch die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß zunächst am einzelnen Fall nachgewiesene Veränderungsmechanismen und Veränderungsfaktoren entweder auch an anderen Fällen sich bewähren oder einer tiefergehenden Analyse sich als Spezialform von allgemeiner zu fassenden Mechanismen und Faktoren erweisen. Damit wäre weiters die Möglichkeit kausaler Reihung im Geltungsgebiet dieser Faktoren gegeben, ebenso wie mehr oder weniger allgemeine Theorien der Veränderungsmechanismen. Was schon Entwicklungstheorie wäre, und zwar in einem unangreifbar wissenschaftlichen, unmetaphysischen, eindeutigen Sinne, wenn man nur nichts in das Wort hineinlegt, was hier nicht gemeint ist.

Schmoller lag das Denken in Querschnitten nicht. Lieber nahm er die Klasse von Nachteilen hin — darunter etwas, das immerhin als geringere Schärfe der Begriffsbildung stilisiert werden mag, wenn man es nur unter dem richtigen Gesichtspunkt sieht —, die mit dem Herausarbeiten des steten Flusses der Dinge verknüpft sind. Deshalb preßte er das Werk seiner Reife in eine nicht durchaus befriedigende Systematik, das Werk, in dem die Schlacken des Werdens und Ringens abgestreift sind, aus dem in ruhiger Abklärung das zu uns spricht, was hier in einigen Punkten formuliert werden sollte, und über das er das Marshallsmotto hätte schreiben können: *natura non facit saltum*.

Der Vergleich mit Marshalls Werk drängt sich auf. Namen sie nach Umwelt und Training auch zunächst an verschiedene Aufgaben heran, so stammen sie doch aus derselben Welt<sup>1</sup>. Auch Marshalls Verfahrensart lautet einfach: *facts and inferences*. Auch er, für uns wie Schmoller Mann objektiver Wissenschaft und Lehrer positiver Leistung, hat seinen

<sup>1</sup> Das reichte nicht aus, sie einander sympathisch zu machen. Das lag an vielen Gründen, aber u. a. daran, daß ihr Sozialgefühl eine sehr starke nationale Note hatte. Für Schmoller war der Hohenzollernstaat, für Marshall England kein bloßes Untersuchungsobjekt. Beim ersteren ist das klar. Aber bei Marshall liegt es ganz ebenso. Er hat das auch in die Wissenschaft getragen. Er hat nicht, wie z. B. Edgeworth, ein französisches oder deutsches Buch gelesen, wie wenn es ein englisches wäre. Wenn er es las, so überschritt er eine innere Grenze und nahm unbewußt eine „offizielle“ Haltung an. Aber wieviel gemeinsamer Boden da war, wird erst ganz klar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie Marshall arbeitete. Der größte Teil seiner Forschertätigkeit war der Sammlung deskriptiven Materials gewidmet, der größte Teil des Restes dem Bestreben, die Theorie zu einer brauchbaren Sprache zur Erfassung desselben zu machen. Und aus dem Nachruf von Keynes (Econ. J., Sept. 1924) sieht man, daß er viele Jahre an einer auf sechs Bände berechneten Wirtschaftsgeschichte arbeitete, und daß ein kompetenter Mann sein damaliges Wissen über das 17., 18. und 19. Jahrhundert über das von Cunningham stellte. Aber so wenig wie in der Politik macht in der Wissenschaft Übereinstimmung in essentialibus schon ein Band aus.

Impuls subjektiv aus seiner sozialen Sympathie empfangen und im sozialen Dienst den Sinn seines Arbeitens gesehen. Und beide sagen — zwar mit verschiedener Betonung — im höchsten Sinne dasselbe. Beide haben, jeder auf seine Weise, die Ökonomie des Konkurrenzsystems und überhaupt die Ökonomie der einfachen Annahmen und scharfrandigen Resultate überwunden, noch mehr gezeigt — und zwar grundsätzlich übereinstimmend —, wie sie überwunden werden kann, und wie die Ökonomie der Zukunft aussehen wird. Dabei erwuchs ihnen beiden — und uns — langsam ein Werk, das schon von Anfang an in vielen Einzelheiten nicht klappte, seither in noch viel mehr Einzelheiten überholt wurde, aber als Ganzes niemals überholt werden kann, weil es in ihrem Bereich und dem der Zeit „Erfüllung“ war. Principles wie Grundriß enthalten im Keim neunzig Prozent von dem, was heute und morgen geleistet werden kann, und was seither — nur zum Teil allerdings durch direkte, sei es rezeptive, sei es kritische Anknüpfung an sie — geleistet wurde. Sie fahren fort, unerschöpfliche Fundgruben zu sein von sozialwissenschaftlicher Einsicht im Größten wie im Kleinsten. Freilich nicht Vorratskammern sterilisierten Wissens neuesten Datums: Der tut ihnen Unrecht und versteht sie nicht, der in ihnen „nachschrägt“ wie in einem Lexikon oder der neuesten Monographie. Und natürlich ist er enttäuscht. Wer aber die reife Frucht lebenslanger, entfagungsvoller Arbeit aus der Hand ihrer Altersweisheit entgegenzunehmen versteht, der findet, was er sucht. Diese Altersweisheit spricht bei Schmoller in einer der Marshalls verwandten Art: Wie bei diesem, so gibt es auch bei Schmoller nirgends Reklameplakate für seine Ideen und wenig „Haken, um sie im Kleiderschrank des Geistes aufzuhängen“<sup>1</sup>. Diese Form der Darstellung macht keinen Effekt, aber sie atmet Leben, das die Zukunft gebiert, und vor allem: sittliche Würde.

<sup>1</sup> Keynes, a. a. O. S. 356.